

Rückseite

Das Werk



Nach dem Gefecht.

Kohlezeichnung von *W*-Kriegsberichterstatter Erich Palmowski.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XXIII. Jahrg.

Düsseldorf



Jan./März 1943

Heft 1/2

Das Gesetz des Krieges erfordert die Zusammenfassung aller Kräfte auf das Endziel: den Sieg. Jeder muß an seiner Stelle das Opfer bringen, das erforderlich ist, dieses Ziel zu erreichen. Dieser harten Kriegsnotwendigkeit trägt auch „Das Werk“ Rechnung. Es stellt vom 1. April 1943 bis auf weiteres sein Erscheinen ein, um Arbeitskräfte und Werkstoff für andere kriegswichtige Aufgaben freizumachen.

Wir danken unseren Lesern und Freunden im In- und Ausland, von denen viele dem „Werk“ vom ersten bis zum letzten Heft, also fast ein Vierteljahrhundert hindurch, die Treue hielten.

Wir danken unseren Mitarbeitern, die das innere und äußere Gesicht unserer Zeitschrift gestalten halfen.

Wir danken unseren Kameraden an der Front, mit denen uns, wie wir zahlreichen Zuschriften immer wieder entnehmen durften, ein besonders festes Band geistiger Gemeinschaft verknüpfte.

Ende März 1943.

„Das Werk“

Das Werk

XXIII. Jahrg.

Düsseldorf, Januar/März

Heft 1/2

Ruf in die Zeit.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende sein wollt und die Letzten eines Geschlechts, bei dessen Geschichte die Nachkommen – falls es in der Barbarei, die da beginnen wird, zu einer Geschichte kommen kann – sich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende ist; oder ob ihr der Anfang sein wollt und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle euere Vorstellung herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle.

Bedenket, daß ihr die Letzten seid, in deren Gewalt die große Veränderung steht!

J. G. Sichte 1807.

Die Stunde der Bewährung.

Friedrich der Große im Juli 1757.

Zehn Jahre nach dem Friedensschluß, der im Dezember 1745 den zweiten Schlesiſchen Krieg zwischen Preußen und Oesterreich beendete, entbrannte im Sommer 1756 der Siebenjährige Krieg. Die alten Mächte hatten Preußens Anwachsen mit Mißgunst verfolgt, vor allem wollte die Kaiserin Maria Theresia sich nicht in den Verlust Schlesiens fügen. Ihr bedeutender Staatskanzler Fürst Kaunitz brachte ein Bündnis zwischen Oesterreich, Sachsen, Rußland und Frankreich zustande, dessen Absichten sich gegen Preußen richteten. Friedrich der Große kam ihrem Plan, 1757 loszuschlagen, zuvor und überschritt Ende August 1756 die sächsische Grenze, schlug ein österreichisches Ersatzheer bei Lobositz in Böhmen und rückte am 14. November in Dresden ein. Am 17. Januar 1757 beschließt die katholische Majorität der Reichsstände auf dem Reichstag zu Regensburg bewaffnete Hilfe für Sachsen gegen den in die Reichsacht erklärten König, den Friedensbrecher. Man will Preußen teilen: Vorpommern soll an Schweden, Ostpreußen an Rußland, Schlesien an Oesterreich fallen. Da die Franzosen und Russen noch nicht genügend gerüstet sind, greift Friedrich die Oesterreicher am 6. Mai 1757 bei Prag an, erringt einen Sieg, wird aber am 18. Juni von dem kaiserlichen Feldmarschall Daun bei Kolin so schwer geschlagen, daß er die Belagerung Prags und ganz Böhmen aufgeben und sich zurückziehen muß. Gleich darauf trifft ihn ein zweiter schwerer Verlust: seine Mutter, an der er mit besonderer Liebe ge- hängen hatte, stirbt am 28. Juni. — Die Briefe aus dieser Zeit innerer und äußerer Not beweisen des Königs menschliche Größe.

An seine Schwester Wilhelmine

Leitmeritz, 1. Juli 1757.

Meine Liebe!

Sie haben nichts für mich zu fürchten, meine liebe Schwester. Die Menschen sind immer in der Hand des sogenannten Schicksals. Vielen Menschen begegnen Unglücksfälle auf einem Spaziergang, in ihrem Zimmer, in ihrem Bett; viele entgehen den Gefahren des Krieges. Diese Gefahren sind weniger zahlreich für einen General, der eine Armee befehligt, als für andere Offiziere. Ich werde zu tun haben, aber ich scheue es nicht; ich werde Anstrengungen zu erdulden haben, aber die Ärzte sagen, daß Übung gesund ist. Es wird von alledem kommen, was dem Himmel gefällt . . .

Deutschland ist jetzt in einer furchtbaren Krise; es ist meine Pflicht, ganz allein seine Freiheiten, seine Privilegien und seine Religion zu verteidigen. Wenn ich diesmal unterliege, wird es darum geschehen sein. Aber ich habe gute Hoffnung, und wie groß auch die Zahl meiner Feinde ist, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die bewundernswerte Tapferkeit der Truppen und auf ihren guten Willen von den Marschällen bis zum geringsten Soldaten . . .

An seine Schwester Wilhelmine

Leitmeritz, 13. Juli 1757.

Die Franzosen haben sich Srieslands bemächtigt und werden jetzt die Weser überschreiten. Sie haben die Schweden dazu veranlaßt, sich gegen mich zu erklären. Siebzehntausend Mann schwedischer Truppen werden nach Pommern übergesetzt werden. Die Russen belagern Memel, Lehwaldt hat sie vor und hinter sich. Ebenso stehen die Reichstruppen im Begriffe, sich in Bewegung zu setzen.

Alles dies wird mich zwingen, Böhmen zu räumen, sobald die großen feindlichen Streitkräfte ihren Aufmarsch beginnen. Ich bin fest dazu entschlossen, die äußersten Anstrengungen zur Rettung des Vaterlandes zu machen, und muß abwarten, ob das Glück sich wendet oder mir gänzlich den Rücken zukehrt.

Doch das sind künftige Möglichkeiten, auf die keine menschliche Voraussicht Einfluß hat. Ich segne den Augenblick, in dem ich mich mit der Philosophie vertraut gemacht habe. Nur sie kann die Seele in einer solchen Lage, wie die meinige ist, aufrecht erhalten.

Ich lege Ihnen, teure Schwester, meine Sorgen dar. Hätte ich nur persönlich darunter zu leiden, so würde ich nicht bekümmert sein; aber ich muß für Rettung und Glück des mir anvertrauten Volkes sorgen. Das ist der Punkt, um den sich alles dreht. Der kleinste Fehler würde zum schweren Vorwurfe für mich, wenn ich durch Langsamkeit oder Übereilung den geringsten Verlust herbeiführte, um so mehr, als im gegenwärtigen Augenblicke alle Fehler verhängnisvoll sind.

Die Freiheit Deutschlands steht auf dem Spiele.

Ich bin in der Lage eines Reisenden, der sich von einem Haufen Schurken umringt und in der Gefahr sieht, ermordet zu werden, weil die Räuber seine Habe unter sich verteilen wollen. Seit der Liga von Cambrai hat es kein Beispiel einer Verschwörung gegeben, wie sie dieses verruchte Triumvirat gegen mich geschmiedet hat. Die Sache ist nichtswürdig und eine Schande für die Menschheit und für die Sittlichkeit.

Hat die Welt jemals gesehen, wie drei mächtige Fürsten ein Komplott schmieden, um einen vierten zu vernichten, der ihnen nichts getan hat? Ich habe weder mit Frankreich noch mit Rußland und am allerwenigsten mit Schweden Differenzen gehabt. Wollten im bürgerlichen Leben drei Leute sich einfallen lassen, ihren lieben Nachbar auszuplündern, so würden sie von den Gerichten gehörig vernommen werden; und nun geben Monarchen, die ja gerade diese Gesetze in ihren Staaten beobachten lassen, ihren Untertanen ein so abscheuliches Beispiel! . . .

Aber alle diese Betrachtungen sind überflüssig. Wir müssen das sein, wozu die Geburt, die darüber entscheidet, uns bei unserm Eintritt in die Welt gemacht hat.

Ich bin König und habe gemeint, wie ein Monarch denken zu müssen. Mein Grundsatz ist stets gewesen, daß einem Fürsten sein guter Name mehr wert sein muß als das Leben. Es ist eine Verschwörung gegen mich angezettelt worden, und der Wiener Hof ließ es sich einfallen, mich zu beleidigen: das zu erdulden war gegen meine Ehre. Nun beginnt der Krieg, und die Schurkenbande fällt über mich her: das ist meine Geschichte.

Wie zu helfen wäre, ist nicht leicht zu sagen. Bei schlimmen Krankheitsfällen müssen verzweifelte Mittel angewandt werden . . .

An den Marquis d'Argens

(der in Sanssouci zu des Königs Vertrauten gehörte, und mit dem er während des Siebenjährigen Krieges sehr offenherzig korrespondierte)

Leitmeritz, 19. Juli 1757.

Sehen Sie mich, mein lieber Marquis, als eine Mauer an, in welche seit zwei Jahren durch das Schicksal Bresche gelegt wird. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliche Unglücksfälle, geheime Leiden, öffentliche Not, neubevorstehende Plagen, das ist mein täglich Brot. Glauben Sie aber nicht, daß ich nachgebe. Lösten sich alle Elemente auf, so würde ich mich unter ihren Trümmern mit dem kalten Blute begraben, mit dem ich Ihnen jetzt schreibe. In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und mit einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit loszuwerden.

Der nächste Monat wird schrecklich werden und sehr entscheidend für mein armes Land. Ich meinerseits, fest entschlossen, es zu retten oder mit ihm zugrunde zu gehen, habe mir eine Denkart zugelegt, wie sie sich für solche Zeiten und Umstände schickt . . .



Plastik von J. Thorak.

Der letzte Flug.
(Ausschnitt.)

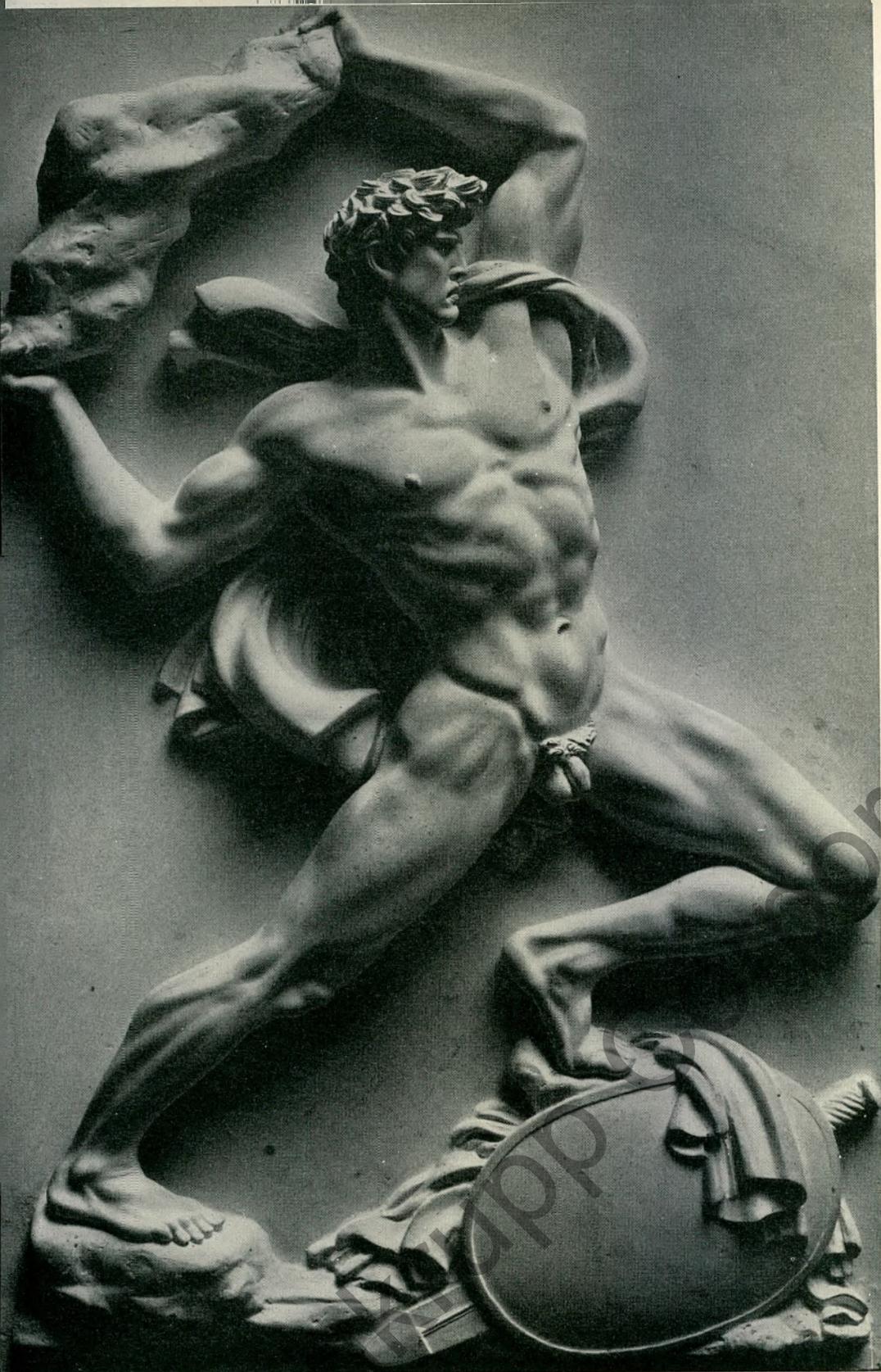
Schöpferische Wirkungen des Krieges.

Von Major Dr. W. Schmer.

Unablässig vollzieht sich auf dem großen Welttheater die Auseinandersetzung zwischen dem Menschen und dem Schicksal, zwischen seinem Wunsch und Willen und dem Eingriff einer Macht, deren Walten seinem Einfluß entzogen ist. Der Wille des Menschen ist uns bekannt, um das Wesen des Schicksals rätseln nun schon Jahrtausende.

Ist „Schicksal“ die Hybris der Alten, die als unheilvolles Verhängnis den schuldig gewordenen Menschen bedroht und vernichtet, ist es die Kraft, die „stets das Böse will und stets das Gute schafft“? Oder stehen wir im Schicksal einer blinden Willkür gegenüber, die der Fromme als Gottes unerforschlichen Ratsschluß ohne Murren hinnimmt? So mag es uns oft scheinen, wenn wir den Krieg als ein Instrument des Schicksals auffassen — als sein gewaltigstes! Einmal entfesselt, rast er dahin, Urheber und Bildner seines blutigen

Dramas in einer Person. Mit erregtem Griffel schreibt er seine Akte in das Buch der Menschheit, und zugleich lenkt er die Handlung aus dunklem Hintergrund heraus. Er schiebt die Figuren in das grelle Kampenlicht oder läßt sie jäh verschwinden, er gestattet dem einzelnen einen heroischen Auftritt und umstrahlt sein Haupt mit sieghafter Glorie, er gliedert und führt den Massenchor an, vom ausragenden Bekenntnis über den trotzigsten Kampfruf bis hin zum entbrannten Aufschrei. Millionen fallen ihm zum Opfer, ohnmächtig scheinen die Menschen dem blinden Wüten des Krieges ausgeliefert zu sein, und sind doch von Leidenschaft erfüllte, Macht ausübende, Gewalt anwendende und kraftvoll handelnde Personen. So daß sie bald sich mit ihrer schicksalhaften Bestimmung verweben, und nicht mehr unterschieden zu werden vermag, was im Kriege Menschenwerk ist und was dem menschlichen Einfluß entzogen.



Arno Breker:
Vergeltung.

„Die Vorsehung“, so hat Adolf Hitler in einer Rede bekannt, „vermag im Kriege den Lauf der Dinge über das Ziel hinauszuführen, das der Mensch sich ursprünglich gesetzt hat.“ Hier ist dem Empfinden dafür Ausdruck verliehen, daß der menschliche Wille wohl eine bewegende Kraft im Kriege darstellt, daß dieser dann aber ungeahnte Gewalten aus dem Schoß des Schicksals entbindet und sie nun in überhitzter Glut mit unheimlicher Schnelle wachsen läßt. Ihnen muß der Mensch standhalten, der einzelne wie das vom Kriege betroffene Volk.

Wohl ist auch ein fruchtbarer Friede von Spannungen erfüllt und von Kraft durchpulst, den ewigen Gesetzen gemäß, mit denen die Natur jedes Leben dem Kampf unterstellt. Aber die Menschen haben, um die Gefahr einer Selbstver-

nichtung zu bannen, durch Absprachen und Verträge eine Sicherheit hergestellt, der sich ein jeder anvertrauen kann. Im Kriege tritt der Mensch aus ihr heraus und in den Bereich der unverhüllten Vernichtung. Bis dahin war sein Leben dem friedlichen Schaffen gewidmet. Er zog die Furchen durch den Acker und achtete darauf, daß niemand mutwillig Schaden verübte in dem wogenden Kornfeld. Er baute Häuser, um in ihnen das Glück der warmen Nähe zu erfahren, und Stätten der Arbeit, um seinen Wohlstand zu mehren. Er freute sich am Schönen und forschte sinnend den Gesetzen nach, die sein Leben bestimmen.

Mit dem ersten Schuß erweist sich dieser Bau als trügerisch und stürzt zusammen. Die bisherige Ordnung ist aufgehoben. Quer durch die reisenden Ähren geht nun der Sturmhauf,



Arno Breker:
Das Opfer.

und stählerne Räder walzen die heilige Frucht nieder. Eisen und Feuer zerschmettern Haus und Werkstatt zu Trümmerhaufen. Was dem Menschen im Frieden streng verwehrt war — zu zerstören und zu töten —, wird von einer Stunde zur anderen selbstverständliche Forderung.

Man muß sich dieses jähen Überganges von der erhaltenden in die zerstörende Lebensform wahrhaft bewußt werden, um zu erkennen, daß sich hier etwas vollzieht, was nur den Stumpfen oder den Dogmatiker nicht zu erschüttern vermag. Seit jeher haben die wachen Geister sich mit diesem Latbestand auseinandergesetzt. Philosophen und Dichter, Staatsmänner und Feldherren haben dem Kriege und seiner Forderung nachgedacht. Zahlreich sind ihre Urteile und Bekenntnisse vor allem bei uns Deutschen, die wir als Volk der Mitte

so häufig in unserer Geschichte durch kriegerische Flammenfelder haben schreiten müssen.

„'s ist Krieg, 's ist Krieg, o Gottes Engel wehre und rede du darein!

's ist leider Krieg — und ich begehre, nicht schuld daran zu sein“,

so ruft wohl Matthias Claudius verzweifelt aus. Und er beschwört die schrecklichen Bilder der Verstümmelten und Toten, der Witwen und Waisen, des Hungers und der Not. Es ist der Aufschrei eines Menschen, der sich als einzelner unter dem Gebot der persönlichen Verantwortung dem Kriege gegenübergestellt sieht, es ist ein immer wieder erschütternder Aufschrei.

Und wie er, leidet jeder Vereinzelte am Krieg; der Eingordnete aber entdeckt seine schöpferische Gewalt, um zu erkennen, daß nur von hier aus eine Sinngebung des scheinbar Sinnlosen möglich ist.

Denn Kriege entbrennen ja nicht zwischen Einzeltwesen, sondern zwischen Völkern. Und ein Volk ist mehr als die Summe der ihm angehörenden Menschen, es ist ein Organismus besonderer Art, der Inbegriff einer beseelten Zusammengehörigkeit, eine Einheit, bunt gegliedert, mannigfaltig in ihren Eigenarten und dabei erfüllt von einem Grundgefühl und einem Lebenswillen. Diesen Lebenswillen eines Volkes gegen alle Bedrohungen zu verteidigen und gegen alle Widerstände durchzusetzen, ist oberstes Gebot. Es gibt nicht Höheres auf Erden als ihn.

Deshalb wird auch der Entschluß zu einem Kriege eine Handlung nicht nur von naturgesetzlicher Notwendigkeit, sondern auch von sittlicher Kraft überall dort, wo das Kostbarste gesichert oder gewonnen werden muß, das ein Volk, ebenso wie der einzelne in ihm, besitzt: den Drang zum fortwirkenden Leben, die Freiheit der schöpferischen Entwicklung. Wer in dieser Freiheit nicht behindert war und dennoch zur Waffe greift, handelt unsittlich; über sein Haupt kommt alles vergossene Blut. Wo aber ein Volk um die Verwirklichung all der von ihm noch nicht gelebten Möglichkeiten kämpft, darf der einzelne nicht nur, da muß er sich ohne Rücksicht einsetzen. Zwei Dinge sprechen ihn von jeder Schuld frei: der Auftrag, den ihm sein Volk erteilt, und die Notwehr, in der es sich befindet.

Der Sinn auch dieses Krieges, den wir heute führen müssen, liegt in dem Kampf zwischen Beharrung und dem Drang nach neuer Gestaltung. Bekannt sind die Ursachen, die zu ihm geführt haben. Wir wissen, daß der Haß gegen verjüngte und wiedererstarkende Völker, der Neid auf eine soziale Erneuerung und die Furcht vor ihren umstürzenden Auswirkungen sogar einstige Gegner zusammengeführt haben. Wir kennen die dunkle Rolle der treibenden Personen jenseits des kleinen und des großen Wassers und in der grauen Zwingburg des Ostens, wir haben das verborgene Hölleispiel ihrer Bestrebungen und Gelüste enthüllt und unsererseits den verpflichtenden Auftrag erkannt, den wir durch die Heraufführung und Beseelung einer neuen Gesellschaft zu lösen berufen sind.

Den Vordergrund auf solche Weise erhellen heißt zugleich den Hintergrund beleuchten. Der Krieg unserer Gegner soll der Erhaltung einer unschöpferisch gewordenen Macht dienen; kaum geben sie sich die Mühe, ihr Ziel mit ein paar Felsen zerklüftener Ideologien ärmlich zu verbrämen^o). Der Krieg, den wir führen, bringt die Entfaltung einer langsam aufgestauten und nun unwiderstehlich aufgebrochenen Schöpferkraft! Ihr Walten erklärt und verklärt alle Erscheinungen dieser harten Jahre, ihr Fehlen läßt uns rückblickend Gang und Tragik des ersten Weltkrieges erkennen; ihre Wirkung erlaubt uns, ihre Zukunft und Aufgaben zu deuten. —

Die deutsche Tragik im ersten Weltkrieg liegt darin beschlossenen, daß Führung, Truppe und Volk bei allem kühnen Wagen, bei aller todverachtenden Tapferkeit und allem aufopfernden Erdulden dem gleichen Zeitgeist verhaftet blieben, zu dem sich auch der Gegner bekannte. Noch war die Stunde der inneren Wende nicht gekommen, noch lief das Denken haben wie drüben sich in den gleichen ausgeprägten Begriffen fest, noch gab es höchstens gradweise, doch keine grundsätzlichen Verschiedenheiten zwischen den staatlichen und gesellschaftlichen Lebensnormen hier wie dort. Wer damals nach einem tieferen Sinn des Krieges fragte, fand die Antwort etwa in dem Ausspruch Moltkes: „Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.“

^o) Vgl. „Hoffnungen auf eine bessere Zukunft der Welt“. „Das Werk“ 1942, Heft 4, S. 71.

Unter diesem Anruf entfaltete der Deutsche in jenen vier Jahren alle seine soldatischen Tugenden — Moltke nennt sie in dem gleichen Ausspruch: Mut und Entfagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens —, um schließlich dennoch an der sinnlosen Übermacht der Zahl und des Materials zu scheitern. Denn als die Not am höchsten gestiegen war, entzündete sich kein schöpferisch rettender Funke an ihr, sondern nur der erstickende Qualm einer zersetzenden Anarchie.

Ein anderes, ein neues Lebensgefühl beseelt das gegenwärtige Geschehen. Geblieben sind die Gefahren des Krieges, Einsatz und Opfermut, Entfagung und Pflichttreue, Vernichtung und Tod; es werden die gleichen Mühen überwunden und die gleichen Schmerzen erlitten. Aber ihr Gewicht ist, so sehr der einzelne dulden und leiden mag — wir wollen davon in keinem Augenblick auch nur ein Quentchen abstreichen —, ihr Gewicht ist vor der Geschichte erleichtert worden, beflügelt und beseelt von dem Aufbruch einer sich ständig erneuernden Zeit.

Woher erwachsen uns die Möglichkeit und der Wille zu dieser Erneuerung? Es gibt darauf nur eine Antwort: aus jenem ersten Krieg, der selber in eine bittere Hoffnungslosigkeit eingemündet war. Doch Hoffnungslosigkeit ist ja noch nicht der Tod. Die Seele ist gebeugt, der Geist umdüstert, aber das Herz klopft weiter und treibt das Blut durch die Adern. Nun erweist sich die Wahrheit der alten Einsicht, daß tieferes Leid das Geheimnis neuen Lebens ist. Der Stachel schmerzt, gegen den Schmerz steht der Wille auf, ihn zu beseitigen. Die Wunde brennt — es erwacht der Wunsch, sie zu heilen. Gegen die äußere Fesselung erheben sich innere Kräfte. In dieser Stunde merkt der Verirrte, wohin er geraten, und beginnt, einen Ausweg zu suchen. Doch der Starke erkennt bereits das Ziel und das Genie seine Bestimmung. In dieser Stunde bricht aus der Tiefe des um und um gepflügten Aekers das erste Saatkorn auf: der Wille, zu leben und den Kampf um die Erneuerung des Volkes aufzunehmen, wie er sich stellvertretend damals in dem Entschluß Adolf Hitlers kundtat, „Politiker zu werden“.

Diese schöpferische Wirkung mündet, sich unaufhaltsam steigend, nun in die gebärende Kraft unserer Tage.

Doch über dem Blick in die Tiefe sei der Unblick der Wirklichkeit nicht vergessen! Hüten wir uns davor, über dem Ideal die Mühe geringzuachten, die auf dem Wege zu ihm hin überwunden werden muß. Denn, mag uns auch die Gewißheit einer schöpferischen Stunde beseelen und beflügeln, so wird uns damit nichts von der Last genommen, die der Kampf uns aufbürdet.

„Sich wappnen gegen eine See von Plagen“ — diese Losung Hamlets ist heute auch die unsere. Es wird uns nichts geschenkt, dem ganzen Volke nichts. Abermals öffnet der Krieg die Schleuse für ein namenloses Leid, das diesmal nicht nur den Kämpfer in neuen gesteigerten Formen ergreift, sondern sich auch über die Waffenlosen ergießt. Der Atem stockt im Angesicht dessen, was Männer ertragen, was nun aber auch Frauen und selbst Kinder erdulden müssen. Es kommt dann bei jedem Fühlenden die Stunde, in der er, ähnlich wie einst Matthias Claudius, verzweifelt ausruft: Ist dies nicht ein Zuviel? Kann Leiden unter solch unmenschlicher Belastung noch schöpferische Kraft entwickeln?

Wie vieles wird allein dem Körper, diesem willigen Gehäuse des Geistes und der Seele, aufgebürdet, schon ebe er im eigentlichen Kampf die äußerste Kraft anspannt! Der Soldat selber spricht über diese Dinge nicht oder nur ungern; sollen wir deshalb ebenfalls schweigen? Der Dichter wird zum Munde der Verstummen, und so schrieb einer von ihnen, Otto Bräus, heute diese Verse:

„Staub von tausend Straßen
Schwärzt das Angesicht,
Feurig ohne Maßen
Brennt das Sonnenlicht.
Millionen Schritte
Fressen brandig ein
Mit dem Stiefeltritte
Sich in Fuß und Bein.
Heiser ist die Kehle,
Und der Gaumen dorrt.
Folgsam dem Befehle
Heißt es: Vorwärts, fort!
Und der Stahlhelm, hängend,
Drückt die Hüfte schwer,
Auf der Schulter, drängend,
Lastet das Gewehr.
Und die Stunden enden,
Ob die Wege schlecht
Oder gut sich wenden,
Immer ins Gefecht!“

Und doch ist dies alles nur der Auftakt, ihm folgt erst der Kampf mit seinen graufigen Forderungen.

Von ihm sprechen wollen, hieße die Zone der Ehrfurcht verlegen, die den Kämpfenden heute noch umgeben muß. Nur er selber wird später einmal, wenn der schützende Abstand sich geweitet hat, berichten können — er und der Dichter, dem das Unausprechliche das Herz verbrennt. Wir heute wissen nur dies eine: Ob in der deckungslosen Ebene, dem türkischen Waldmoor, dem gefährlichen Vorfeld der Festung oder in den rauchenden Trümmern der Großstadt — immer geht es in einer äußersten Anspannung um das eine Leben, das der Mensch besitzt. Und das ist wahrlich der höchste Preis, den er auf dieser Erde einzusetzen hat! Wie, so fragen wir uns ergriffen angesichts solcher Anforderungen, wie nur vermag der Soldat dies alles zu ertragen? Wie vermag er immer wieder anzutreten, zu kämpfen, sich selber und den Widerstand zu überwinden?

Da ist der nackte Selbsterhaltungstrieb als erste und allgemeinste Stufe der Leistung. Da ist der Gehorsam als der einfachste und dem Soldaten selbstverständlichste Ausdruck seiner Haltung. Da ist der Stolz — schon Clausewitz bekannte: „Der Soldat ist ebenso stolz auf überwundene Mühseligkeiten als auf überstandene Gefahren.“ Da ist in einer weiteren Steigerung das Bewußtsein, Träger einer geschichtlichen Aufgabe zu sein und vor ihr bestehen zu müssen. Aber die letzte Antwort gab Friedrich Schiller mit seiner Erkenntnis vom Leben, das wir einsetzen müssen, um es gerade dadurch zu gewinnen. Leben in diesem Geiste ist mehr als der Atemzug des einzelnen, dieses Leben ist die schöpferische Erneuerung des Ganzen. Als ungeheurer Antrieb, dessen sich der einzelne gar nicht bewußt zu sein braucht und der ihn dennoch erfüllt, erwirkt sie alle jene übermenschlichen Leistungen, und jeder Sieg ist ein sichtbar gewordenes Zeichen der neuerweckten Schöpferkraft.

Doch diese Tatsache ist noch nicht als solche entscheidend, sondern entscheidend ist ihr neuer Wesensgehalt. Endlich hat die schöpferische Stunde im Leben unseres Volkes geschlagen, in der es endgültig die Enge sprengt, die unseren völkischen Atem Jahrhunderte hindurch verkürzt hat. Die Schicksalsfrage hieß: Sollen wir durch Verkümmern im zu schmal gewordenen Raum den langsamen Volkstod sterben oder sollen wir unseren noch ungelebten Möglichkeiten die Grenze öffnen, und sei es unter Einsetzung des Lebens? Diese Schicksalsfrage ist von uns eindeutig beantwortet worden, und damit springt eine Quelle auf, die den uns dienstbar gemachten Lebensraum nur mit kraftvoll wirkendem Inhalt füllen wird.

Zunächst allerdings, so scheint es, sind nicht Weite und Fülle unser Teil, sondern Einschränkung und Zwang. Der Krieg greift rücksichtslos in alles persönliche Wünschen und Wollen ein. Er begrenzt gewaltsam den Spielraum, den geistige Freiheit sonst für sich in Anspruch nehmen darf und soll. Der Krieg reißt den Menschen heraus aus seinem Lebenskreis und stellt ihn vor neue, völlig andere, ungewohnte Pflichten. Das bunte Kaleidoskop, aus dem sich im Frieden das farbenprächtige Bild eines mannigfaltig planenden, denkenden und schaffenden Volkes zusammensetzte — es ist zerstört.

Dafür wurde eine neue Freiheit geboren, die Freiheit des Befehls und des Gehorsams. Befehlendürfen und Gehorchen können nimmt dem Krieg den Zwangscharakter. Zwang herrscht nur dort, wo wir nicht tun dürfen, was wir tun sollen. Wer aber gehorcht, weiß immer, was er soll, und wer befiehlt, öffnet dem Sollen eine Bahn. Beide sind gleichermaßen verpflichtet dem Gesetz der Sache. Gehorsam ist somit nicht Zwang, sondern Dienst, und das ist etwas gänzlich anderes. Dienen heißt, aus Überzeugung den eigenen Willen einschränken, um aufzugehen in einem übergeordneten, gemeinsamen Willen — dem Willen zum Sieg! — und aus allen diesen Gemeinsamkeiten wird geboren: die Gemeinschaft. Sie aber bedeutet nun die Bejahung des Kampfes als Lebensprinzip auf einer dem einzelnen übergeordneten Ebene.

Deshalb wird nun auch im Kriege unwesentlich, ob der einzelne diesen oder jenen Platz einnimmt und womöglich den gleichen, den er im Frieden ausfüllte. Dort erstet aus der Vielfalt der Strebungen Leben, im Kriege aber aus ihrem Zusammenschluß. Wichtig ist jetzt nur, daß ein jeder dort, wo ihn die kämpfende Gemeinschaft hingestellt hat, ohne Einschränkung mitkämpft. Ihm wächst dadurch ein neues Kraftgefühl zu. Und da die Gemeinschaft, bei aller Forderung sich einzuordnen, ihm erlaubt, ja ihm ermöglicht, sich hervorzutun, entsteht innerhalb der Gemeinschaft ein buntes Spiel der Kräfte.

Freilich empfinden nicht alle Völker so. Die es nie getan haben, sind im Buch der Geschichte nur in einem Nachwort vermerkt; die es nicht mehr tun, haben ihre Schöpferkraft eingebüßt. Hier öffnet sich ja auch wieder die Kluft in diesem unserem Kriege. Krieg führen bedeutet bei unseren westlichen Gegnern für den einzelnen eine lästige und beklagenswerte Vergewaltigung seiner individuellen Freiheit und für die Gesamtheit den Wunsch, aus erworbenem Nutzen durch die Anwendung von Gewalt abermals Nutzen zu ziehen. Der Krieg wird zur Rechenaufgabe. Als Churchill einmal die Terrorangriffe auf deutsche Städte vor dem eigenen Volke rechtfertigen wollte — inzwischen verzichtet er auf jede Rechtfertigung! —, stellte er dem angerichteten Schaden den Wert der verlorengegangenen Bombenflugzeuge gegenüber. Für die Besatzungen, die dabei ums Leben kamen, fand er kein Wort.

Uns wie allen soldatisch empfindenden Völkern ist der Krieg die größte Charakterprobe, in der die Werte gewogen werden, ist der Krieg die große Läuterung, durch die der Mensch sich selber zu erkennen vermag. Vor allem aber ist unserem Volk der Krieg seit jeher eine schöpferische Erschütterung gewesen, durch die wir zu uns selber und über uns hinausgefunden haben. Sie bricht den Begabungen eine Bahn und hat uns schon oft befähigt, selbst aus einer Niederlage neues Gold zu münzen.

Nie sind Choräle inbrünstiger gesungen worden als in und nach dem großen Kriege, den die Deutschen dreißig Jahre lang bis zur Selbstvernichtung um den rechten Glauben geführt haben. Johann Sebastian Bach, in dessen Werk die deutsche Seele sich losrang und den Tod überwand, ist die herrlichste Frucht einer tiefen Erschütterung des ganzen Volkes.

Nirgendwo als in einem Kriege wird der Geist so unerbittlich vor letzte Entscheidungen gestellt. Denn anders als im Frieden vollzieht sich hier jeder Entschluß auf dem messerscharfen Grat, der Aufstieg und Abgrund trennt. Der Tod sieht dem ringenden Geist in jedem Augenblick über die Schulter, das allein schon treibt diesen zu höchster Wirkung. Es ist ein Kampf um das Leben selbst.

All dieses ist nicht erdacht, es wird gelebt, es wird vorgelebt und bereits handelnd verwirklicht von jenem, den man eine Zeitlang nur als Träger der Vernichtung ansah: von dem Soldaten. Unbesiegt rückt er die Werte auf den ihnen zukommenden Platz, er beseitigt, was sich überlebt hat, bricht einer neuen Wirklichkeit Bahn und sucht gleichzeitig in sie hinüberzuretten, was Rang und Würde besitzt. Ein Beispiel statt vieler möglicher, mitten im Kampf geboren, beweist die Verwirklichung eines europäischen Verantwortungsgefühls durch die Tat.

Als die deutsche Sturmflut sich unwiderstehlich in das Innere Frankreichs ergoß, brandete sie auch gegen die Mauern von Paris. Das deutsche Armeecombiand, bei dem die Entscheidung darüber lag, ob die Hauptstadt des Gegners mit stürmender Hand genommen werden sollte, empfand in dieser Stunde tief und groß seine kulturelle Verpflichtung. Es zügelte den ungezügelmten Vormarsch und entsandte einen durch Funkspruch angekündigten Parlamentär. Er wurde von Negern beschossen. Das Combiand überwand die berechnete Empörung und forderte in einem zweiten Spruch die Entsendung eines französischen Unterhändlers. Statt einer Antwort erschien in der Nacht ein Flugzeug und bombardierte das Stabsquartier. Doch noch immer gab der Befehlshaber, seinen Jörn ein zweites Mal überwindend, nicht den Feuerbefehl, bis endlich die Besatzung sich auf die bedeutende ihr gebotene Möglichkeit besann, Paris aus dem Kampffeld auszusparen, und die Stadt räumte. Sie kam unter die Obhut des Siegers, der durch seine Handlungsweise sich nicht nur im edlen Sinne als Deutscher, sondern zugleich als Europäer erwiesen hatte, weil er in sein Verantwortungsgefühl auch den Feind einbezog. Angesichts einer großen Vergangenheit von verwandter Prägung wurde hier über die Feindschaft der Stunde hinweg die Brücke geschlagen zu einer gemeinsamen Zukunft.

Im Osten fehlen die Voraussetzungen für einen solchen Brückenschlag, und dennoch ist auch hier nicht alles auf Vernichtung abgestellt. Eingeschlossen in den europäischen Bereich werden nun Menschen und Völker, deren Seele nach einer ersten Betäubung zu neuem Leben erwacht. Der Sieger erscheint ihnen nicht als Unterdrücker, sondern als Erwecker neuer, als Wiedererwecker verschütteter Werte. Sie vertrauen sich ihm an, sie treten kämpfend auf seine Seite. Vor kurzem schrieb der alte Sobataj an seinen Sohn Abibullajew, tatarischer Freiwilliger der deutschen Wehrmacht, folgenden Brief:

„Erfülle ehrlich, pünktlich und genau alle Anordnungen der Vorgesetzten! Vergiß nicht, daß Du ein deutscher Soldat bist, darum halte Disziplin! Bemühe Dich, bei der Erfüllung Deiner Kampfaufgaben nicht hinter den deutschen Kameraden zurückzubleiben! Denn unsere Vorfahren waren sehr tapfer, stahlhart, treu und ehrenhaft. Gib Dir Mühe, die Ehre unserer Vorfahren zu wahren und die Heimat zusammen mit den deutschen Soldaten zu schützen!“

Welch eine unfaßbare Fülle schöpferischer Möglichkeiten wird hinter solcher Haltung sichtbar! Der Flammenbogen des Lebens spannt sich von einem alten, hochentwickelten Kulturacker hinüber zu einem jungen, neuen Nährboden, in dem unerlöschte Kräfte ihrer Erweckung harren. Der gereifte Kontinent, Herz und Gehirn der Welt, empfängt nach zweitausend Jahren bewußter Geisteskultur frische Impulse.

Hineingerissen in einen Wandel von tiefgreifender Gewalt, erlebt er die Erneuerung seiner Substanz wie seiner Formen.

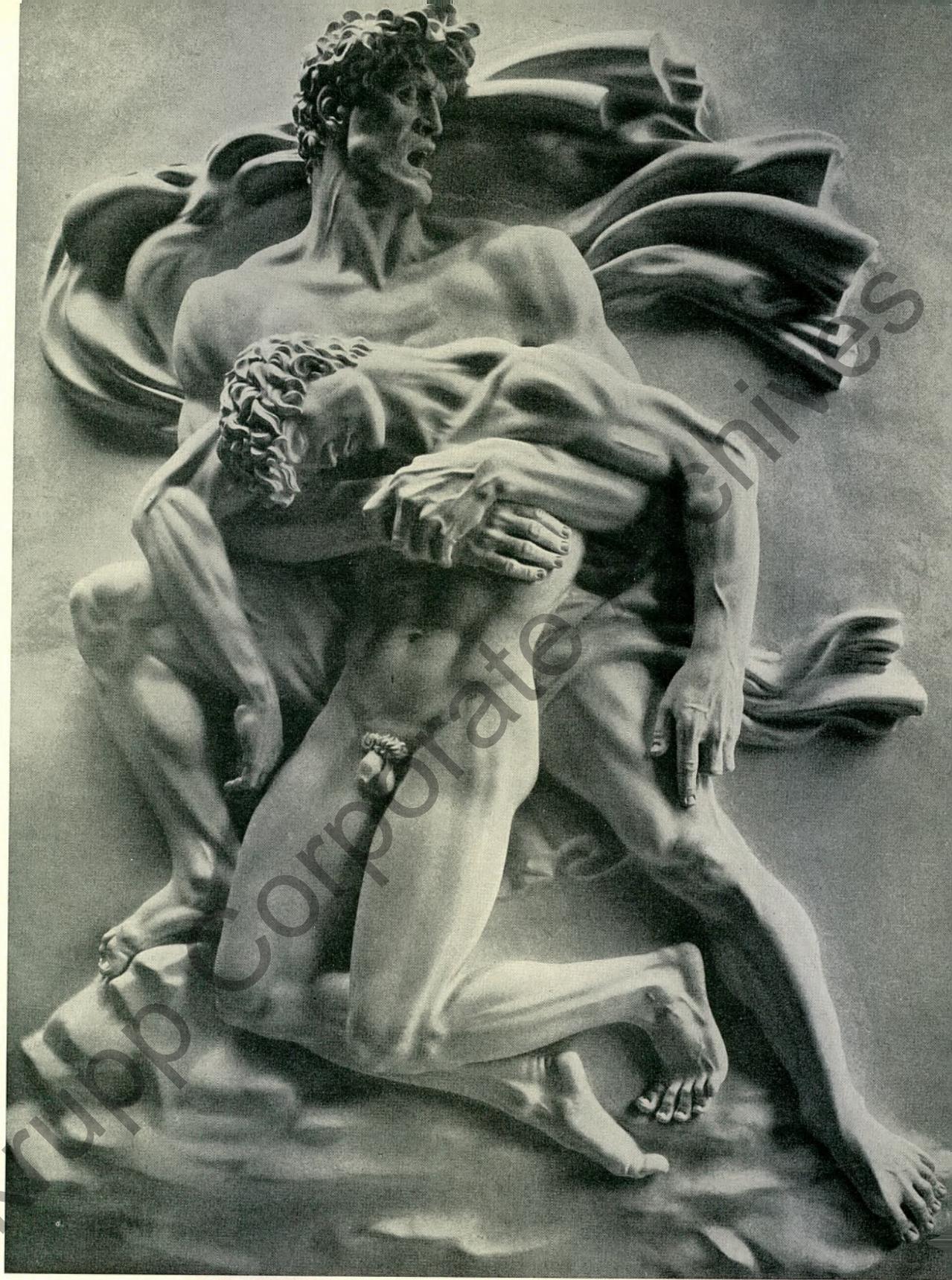
Sie ist es auch, die dem Wandel einen Sinn und Wert verleiht. Wandel an sich bedeutet zunächst ja nur die Tatsache einer Veränderung, bei der noch nichts darüber ausgesagt ist, ob sie zum Guten oder zum Schlechten führt. Wer am Hergebrachten hängt, wird dem Wandel mißtrauen oder ihn gar verdammen; wer das Hergebrachte verurteilt, wird alle Hoffnung auf den Wandel setzen. Wir sagen uns ebenso los von einer verstockten Beharrung wie von einem vorschnellen Fortschrittsglauben. Beide Haltungen haben den Deutschen schon zuviel Unheil gebracht. Von der Geschichte belehrt, erblicken wir den Sinn des Wandels darin, daß er unsere Epoche zu dem ihr gemäßen Lebensinhalt und zu der für sie passenden Lebensform verhilft. Auch wir müssen das Gesetz erfüllen, wonach wir angetreten; es ist ein anderes als jenes, das für die Väter galt. Ihre Formen reichen für die Bewältigung der uns gestellten Aufgaben nicht mehr aus, wir müssen auf neue sinnen. So erneuern wir alte Grundwerte, und weil wir unsere Kraft und unser Können hierfür schon bewiesen haben, deshalb auch dürfen wir in diesem großen Kampf um die Gestaltung der Zukunft, deshalb dürfen und müssen wir im Krieg zerstören. Denn hierauf kommt es an: Zerstören darf, wer gleichzeitig die Kraft der Erneuerung besitzt! Wem sie fehlt, versündigt sich am Sinn der Geschichte, vor Gott und den Menschen.

Wir schwingen nicht nur die Streitaxt, deren scharfe Schneide Wunden schlägt, sondern wir ziehen auch die Pflugschar durch den Acker für eine neue Saat. Der Krieg wird uns zum schöpferischen Wegbereiter. Der Wandel, den er bewirkt, entspricht der Erfüllung unseres geschichtlichen Auftrages. In diesem Sinne wandelt sich die Gesellschaft, es wandeln sich die staatlichen Normen, es wandeln sich die Beziehungen der Menschen zueinander, ihr Ausdruck in der Kunst und das Zusammenleben der Völker, und einbezogen in die erneuernde Wandlung wird auch der Gottesbegriff. Eine neue Religiosität ist erwacht und schmilzt alte Vorstellungen um; unnütz ist jede Besorgnis, daß Gott ausgelöscht werden könnte in der Seele der Menschen. Wer seinen gewaltigen Schritt wahrnimmt, wie wir ihn wahrnehmen, muß gläubig bleiben, und wer den Glauben an Gott verloren, heute gewinnt er ihn zurück.

Denn auch die Seele ist in das Feuer der Läuterung gezogen.

Ihr ist der schwerste Teil in jedem Kriege zugewiesen. Der Geist vermag sich vieler Hilfen zu bedienen; er kann erkennen, erklären, Begriffsgebäude zimmern, Wortbrücken schlagen, er kann dabei in die Irre gehen und sich wieder zurechtfinden müssen — aber in jedem Falle wird er auf eine Frage auch eine Antwort finden. Die Seele jedoch ruht stumm in sich. Wo ein Letztes an den Menschen herantritt, muß sie das Unausprechliche fragen.

In den Stunden des großen Leides scheint der Mensch vereinsamt und für sich zu stehen. Er muß allein mit sich fertig werden. Und doch ist im Kriege kein Mensch vereinsamt. Er ist ein Teil, und das bedeutet: er nimmt — bewußt oder unbewußt — Anteil an allem, was rings um ihn lebt, kämpft und sich entwickelt, er bleibt eingebettet in die Gemeinschaft. Wenn im Frieden sich viele Wege bieten, um zum Ziel zu kommen — im Kriege gibt es nur einen: gemeinsam siegen oder gemeinsam untergehen, das ist die Losung, der nun jede Handlung, alles Denken und Fühlen unterstellt ist. Ihre tiefste, reinste und für uns Deutsche heiligste Verkörperung findet dies Gemeinschaftsbewußtsein in der soldatischen Kameradschaft. Den herben Zauber einer echten Kameradschaft kennt nur, wer sie selber erfahren hat, doch ihre Wirkung ist so stark, daß sie dem ganzen Volk als Vorbild dient — und das ist gewißlich eine schöpferische Wirkung.



Arno Breker:
Kameraden.

Sämtliche Lichtbilder:
Charlotte Neubach.

Auch die Kameradschaft ist wortlos. Wer von ihr spricht im Kameradentreise, der gilt sehr schnell als Schwäger. Wer ihre ungeschriebenen Gesetze übertritt, wird unbarmherzig in seine Schranken zurückgewiesen. Wer ihre Ehre verletzt, wird ausgestoßen. Die Kameradschaft ist ebensowenig Zwang wie der Gehorsam, auch sie ist Dienst, ist der sinnvolle Zusammenschluß zum erfüllten gemeinsamen Dienst. Klugheit, Wissen, Bildung, geistige Leistung werden von ihr anerkannt, doch geben sie niemals den Ausschlag. Ein Kerl muß einer sein, ein lauterer Charakter, eine Seele muß er haben.

Als man im Osten einen deutschen Soldaten begraben hatte

und nun seinen Tornister durchsah, fand man ein graues Leinensäckchen, nicht größer als eine Männerfaust. Es enthielt Korn, gelbe Weizenkörner. Dieses Säckchen hatte keiner der Kameraden jemals vorher gesehen. Sie waren mit dem Gefallenen durch Polen marschiert und durch Frankreich und mehr als tausend Kilometer in das russische Land hinein, sie hatten mit ihm in ungezählten Quartieren gelegen und ungezählte Gespräche geführt und waren gemeinsam immer wieder zum Angriff angetreten — doch niemals hatte der Kamerad seinen Schatz gezeigt oder von ihm gesprochen. Er war ein westfälischer Bauer, und das Korn stammte aus seinem Acker, und nun säten sie es aus auf sein Grab.

An einem anderen Frontabschnitt fiel ein junger Student. In seinem Gepäck fanden die Kameraden das braune Lederbändchen wieder, in das er sich oft vertieft und aus dem er ihnen auch einige Male vorgelesen hatte: den „Faust“. Wovon der Student aber niemals gesprochen und was er niemanden gezeigt hatte, war die Widmung, die das Bändchen trug. Sie lautete:

„Wie mir dieses Buch im großen Krieg geholfen hat, so soll es auch Dir jetzt Trost und Hilfe sein, mein lieber Junge. Denn drei Fauste schlagen besser als zwei!

Dein Vater.“

In solchen Zeichen offenbart sich die wortlose Liebe der Seele. Sie ist mit dem Bewußtsein nicht auszuloten, eingebettet in das Unsagbare ruht sie im Menschen. Über sie brausen die Stürme des Lebens dahin. Der Körper meistert Mühen und Entbehrungen und harte Kämpfe, der Geist scheidet mit starker oder biegsamer Klinge. Beide können einmal versagen, am Ende sein mit ihrer Kunst. Dann tritt die Seele hervor. In jeder Not erweist sie sich als Urquell des Schöpferischen.

Hier nun auch steht die schwere Frage vor uns auf, die jeden forschenden Geist im Anblick von Not und Vernichtung und einem tausendfachen Tod eines Tages wie ein Bliß zu treffen vermag, die Frage: Kann sich die schöpferische Wirkung des Krieges nicht einmal erschöpfen?

Es gibt darauf nur eine Antwort: Solange wir die Seele als den Ursprung aller schöpferischen Kräfte hüten und rein erhalten, ist jede Gefahr gebannt. Denn unerschöpflich ist ein Volk, das gläubig um seine Zukunft kämpft. Erst wenn wir den seelischen Quell vergiften, wenn wir seinen Spiegel trüben durch den Pesthauch des Zweifels, erst dann lähmen wir die schöpferische Gewalt der Seele. Der gläubige Mensch hält auch den schwersten Prüfungen stand. Alles Geschehen im Krieg ist ihm nicht blinde Willkür, sondern sinnvolle Schicksalsprüfung, in der er sich bewähren muß; Inhalt seines Glaubens im Kriege sind ihm das unbeugsame Lebensrecht seines Volkes und die unerschütterliche Gewißheit des Sieges. Beidem unterwirft er sein Handeln, Denken und Fühlen. Er weiß wohl, daß er einen Teil seiner geistigen Freiheit opfern muß zugunsten der Freiheit des Ganzen, doch ist ihm die hier gesetzte Schranke schweigend anerkanntes Gebot.

Das zu begreifen und erst recht zu bejahen fällt vielen Menschen schwer, besonders den Menschen mit raschem Verstande und eigenwilligem Denkvermögen. Allzu leicht zerdanken sie ihre Fähigkeit, zu glauben, und damit jede schöpferische Kraft, weil diese der gläubigen Demut bedarf. Selbstherrlich machen sie den eigenen, immer doch begrenzten Verstand zum Maß der Dinge, auf seiner schwachen Waage wiegen sie das Unabwägbar, nach seiner kurzen Elle messen sie das Unmeßbare. Tagesorgen sind ihnen ein Grund, um daraus bedenkenvolle Schlüsse allgemeinen Charakters zu ziehen, wo doch gerade der Erkennende über die Tagesorgen unverrückbar hinweg die große Linie bejahen sollte. Und so wird der geistvoll und skeptisch Klügelnde immer wieder, als ein schwankendes Rohr in den Stürmen der Zeit, zur leichtsten Beute des wie auch immer gearteten Zweifels. Doch hier gibt es keinen Kompromiß! Hier gilt es einsehen, daß ein Zweifel in der eigenen Brust schlimmer ist als hundert äußere Widerstände. Diese lassen sich durch kraftvoll-gläubiges Handeln überwinden, der Zweifel aber zernagt den Lebensnerv. Daher ist hier auch klar und eindeutig die Schranke aufgerichtet zwischen Gut und Böse im Krieg.

Vor uns steht als ergreifende Mahnung jener grausame Winter, in dem zum erstenmal in diesem Kriege die östliche Kälte mit vernichtendem Grimm eine Armee überfiel, die seit einem halben Jahr pausenlos im Kampf gestanden hatte. Mit der entfesselten Natur im Bunde, glaubte der Feind seine Stunde gekommen, um durch wütenden Massensturm den

Lauf der Dinge zu wenden. Frierend, hungernd, ermattet und krank, fern von jedem schützenden Wall, abgeschnitten in der Grenzenlosigkeit eines unter Schnee und Eis begrabenen Landes, hielten da die Kämpfer aus, ein jeder Mann auf sich selber gestellt, ein jeder unablässig den Tod vor Augen. Die unverzagte Seele rief alle Kräfte auf, die in ihr eine Heimstatt haben, den Trost und den Willen, Charakterstärke und Selbstüberwindung, Beharrung und einen durch nichts zu brechenden Glauben. Unfassbare Schöpferkräfte hat die deutsche, die germanische Seele damals entwickelt, und Nahrung hat sie gezogen aus drei Elementen, von denen jedes einzelne einen tiefen seelischen Gehalt besitzt: aus der Kameradschaft, aus dem Gedanken an die zu schützende Heimat und aus dem Vertrauen in den Führer.

Der Krieg ist die Entfesselung des Elementaren. Seiner Herr zu werden, fordert letzten Einfaß. Doch erst die nie erkaltende Glaubensglut des seelischen Feuers erfüllt den Menschen mit jener Hingabe, die selbst das Maßlose bezwingt.

Diese Hingabe findet ihren tiefsten Ausdruck im Opfer des einzelnen. Der Tod im Kriege, als bewußtes Opfer für das Leben der Gemeinschaft dargebracht, überwindet alle Vernichtung, weil er die höchste Form der Liebe darstellt. Der Soldat erweist seine Liebe zu seinem Volk schon durch den Kampf, um wieviel mehr erweist er sie durch seinen Opfertod! Immer wird von dem sich Opfernenden eine höhere Stufe des Menschentums erkommen. „Der Toten Latencuhm“ ist, wie schon die Edda singt, als ein mahnendes Vermächtnis den Lebenden überantwortet, als unverlierbarer Besitz für sie selbst wie für Kinder und Kindeskinde. Alle die Herzen, die in einem Kriege aufgehört haben zu schlagen, schlagen vereint fort in dem einen Herzen unseres großen Volkes, das nun wahrhaft das „heilig Herz der Völker“ geworden ist.

Dies alles ist uns aufgegeben. Welch eine gewaltige Verantwortung für alle wachen Geister, für alle Menschen, die den Krieg nicht stumpf als ein Unbegreifliches oder widerwillig als ein Widersinniges über sich hinwegziehen lassen, sondern die ihn als den Ausdruck eines mächtig gesteigerten Lebenswillens kämpferisch einordnen in den Sinn unseres Daseins.

Eine solche, dem Krieg allein gerecht werdende Haltung bekennt sich zu dem Wort Nietzsches: „Was gut ist, fragt ihr? Tapfer sein ist gut!“ Eine solche Haltung erschöpft sich nicht im Erleiden, sondern stählt sich im Ertragen, sie strebt nach Bewährung und gipfelt in der Überwindung. Hierzu ruft sie alle stärkenden Kräfte auf und kennt unablässig nur ein Ziel: helfen, wo geholfen werden muß; Licht zeigen, wo Dunkelheit schreckt; das Feuer wachhalten, wo es zu flackern beginnt. Wer sich seiner Verantwortung wahrhaft bewußt ist, begegnet der Todesdrohung mit Gegenkräften; seine Aufgabe ist es, die schöpferischen Wirkungen des Krieges aufzuzeigen — er erneuert damit sein Anrecht, dereinst wieder an den schöpferischen Werten des Friedens teilzunehmen.

Nach dem Sturm des Umbruchs und der Saat müssen wieder stille, ungestörte Sommertage herausziehen. In ihnen erfährt das Kornfeld die letzte süße schwere Reife, in ihnen wird die goldene Ernte von emsigen Händen eingefahren. Auf den Kampf muß eine neue Ordnung folgen. Unter der Obhut des Friedens werden jene Möglichkeiten verwirklicht, zu denen der Krieg die Lebensbahn öffnete.

So seien Tapferkeit und Sehnsucht beide unser Teil! Latenfroh wollen wir dienen, bei jedem Herzschlag die Größe des Schicksals fühlen, in das wir hineingestellt sind. Doch auch lauschen müssen wir still und hingeben dem Pochen hinter verschlossenen Toren, die sich nur dem Gehorsamen öffnen werden. Bis dahin — und auch später! — ist für uns als einzig gültiger Maßstab aufgerichtet die alles überwindende kämpferische und schöpferische Bewährung der Söhne unseres Volkes auf den Schlachtfeldern Europas, den Geburtsstätten unserer Zukunft.



Erwartung.

Mit Handgranate und Zeichenstift.

Skizzen und Tagebuchblätter von **W-Kriegsbericht** Erich Palmowski.

Im August/September-Heft 1938 begegneten unsere Leser zum ersten Male im „Werk“ dem Namen Erich Palmowski. Palmowski, Bergmannssohn und einem alten Bochumer Bergmannsgeschlecht entstammend, berichtete damals in einem Bildaufsatz „Über mich selbst“ über seine zeichnerischen Anfänge und sein frühestes künstlerisches Wachsen und Werden, das, allen äußeren Widerständen und Hemmnissen zum Trotz, vom Glauben an die Berufung und dem festen Willen, ihr vorbehaltslos zu folgen, befruchtet, zur Entfaltung drängt. Inzwischen ist Palmowski in die erste Reihe der deutschen Graphiker gerückt, und immer häufiger findet man in führenden deutschen Zeitschriften seinen Namen unter Zeichnungen und Holzschnitten, die, sei es durch die Art der Erfassung und Gestaltung des Motivs, sei es durch die starke Dynamik der Darstellung, fesseln und den Beschauer in ihren Bann zwingen.

Seit Kriegsbeginn ist Palmowski Soldat, Infanterist — Grenadier. Seine Zeichnungen, aus dem unmittelbaren Erleben des Kampfes geboren und das vielgestaltige Bild des Krieges in seinen wechselvollen Erscheinungsformen festhaltend und künstlerisch gestaltend, regten einen der bedeutendsten deutschen Kunstverlage zur Vorbereitung eines Bildbandes an, dessen Herausgabe allerdings einstweilen aufgeschoben werden mußte. Wir freuen uns, unseren Lesern nachstehend einen Auszug aus der geplanten Veröffentlichung zeigen zu können. Ein Vergleich seiner heutigen Bilder mit den im Jahrgang 1938 veröffentlichten, schon damals auf beachtlicher Höhe stehenden Holzschnitten zeigt am anschaulichsten den steilen Weg künstlerischen Reifens.

Vorwort.

Westen, Osten — Osten! Märsche, Gefechte, Märsche, Schlachten, Abwehr und neue Offensive, neue Märsche, staubiger, verdorrter Herbst, Sumpf und Busch! Und dann der Winter!

Um diese Stunden, Wochen, Monate vor seinen Augen, aus seinen Träumen loszuwerden, hielt Palmowski sie fest, um sie dann fortzulegen und immer wieder neue Blätter in schnellen Skizzen, in zähen, immer neuen Anläufen zu fügen zu einem ganzen, wahren Bild.

Das Bild heißt: Infanterie. Palmowski ist in allem einer von ihnen. Tausende von Kilometern haben seine Füße getreten. Er sieht den Mann anders, als er vom Fahrzeug oder vom Rande dieser Wege aus zu sehen ist.

Deshalb sind die Augenblicke auf diesen Blättern das eigentliche Anließ dieser Monate, in ihrer Härte und in nüchternen Verbissenheit das vielfältige, das gleichbleibende Gesicht, die Haltung, das Leben des Infanteristen. Und so wie der Mensch allein das Geschehen dieser Schlachten

ist, wie der Mensch, der Mann, der Kamerad das Maß aller Dinge an allen deutschen Fronten bedeutet, hat Palmowski oft beinahe alles um ihn vergessen, wenn er in hastigen Strichen, in groben Schnitten diesen Mann im gleichen Glied, dem Schützen seiner Gruppe das Denkmal seiner Stunde schuf.

Die Blätter tragen den tiefen Ernst der härtesten Bewährung. Es ist nur gut, daß der Soldat so schnell vergißt, daß fröhliche Erinnerung so schnell die harten grauen Bilder mit neuen bunten Farben übermalt. Und doch sollen die Bilder der Zeiten härtester Probe, Dokumente des deutschen Frontsoldaten in seiner größten Stunde, aus dem Augenblick des Entstehens, aus der Not und dem Zwang, sie zu schaffen, so wie sie sind, ganz ohne neue Farben uns erhalten bleiben.

Sie sind in ihrer Sammlung einfältige Wahrheit, sie sind ein schlichtes Mal, das nur der Mann im gleichen Gliede schaffen konnte. Und wer ihm nahe ist, ist nahe bei der Front.

Gunter d'Alquen.



Angriff.

Westen.

Nacht vor dem Angriff.

Wir marschieren nach vorn. Die Nacht ist stickig und heiß. Schwarz und reglos stehen an der Straße magere Bäume unter den Sternen wie flache Kulissen.

Brandgeruch steigt aus den Trümmern einer zerschossenen Dörfchaft, die hinter uns liegt. Der Gestank von verbranntem Fleisch und der scharf-herbe Dunst schwelender Leerpappe vereinigen sich zu einer äßenden Dunstwolke, die die Stickigkeit der Atmosphäre noch verdickt.

Seltfam klar und silhouettenhaft steht rechts hinter einer Buschhecke das Skelett eines abgebrannten Hauses, aus dessen Trümmern schief und ohne Halt der Schornstein in den Himmel wankt.

Links weitab brennt Kethel.

Die Flammen zucken in die Nacht und spiegeln sich in einer Rauchfahne, die rösig und wie der Schweiß eines Kometen, leicht gekrümmt, über den Lohren steht und sich nach oben verliert. Ab und zu flackert das Feuer heftiger auf und läßt ein wenig mehr von der Stadt ahnen.

Nocturno.

Neben mir liegen Kameraden. Der Mond wirft kahles Licht durch die Zweige, die wir als Tarnung über uns gelegt haben. Einem, dessen Stahlhelm tief in die Stirn drückt, verschattet das Licht die Augen. Es ist ein hartes, scharfes Gesicht. Der Mund ist schmal. Das Kinn ist fest, und die Haut schimmert im Mondlicht weiß, als hätte sie in den letzten Tagen nie Staub und Dreck gesehen. Seine Augen glitzern hell.

„Mein Vater muß hier irgendwo liegen.“ Und nach einer Weile: „Er ist damals gefallen!“ Dann: „Ich habe ihn aber nie gesehen!“

Ist nicht von diesem oder jenem der Vater draußen geblieben? Schon an unseren Wiegen stand der Tod, der Tod

des Großen Krieges. Nun steht er wieder vor uns. Aber wir lieben den Kampf, weil wir das Leben lieben. Wir achten auch den Tod, denn über ihn geht der Weg zu neuem Leben. So kommen und gehen die Gedanken. —

Wir liegen am Hang unter den Büschen, denken an kommende Stunden, blicken in uns und geben denen, die wir lieben, stille Gedanken zum Abschied.

Über uns der sternklare Himmel und um uns tiefe Stille, die nur zuweilen unterbrochen wird. Sonst stört nichts den Frieden der Nacht. Es ist, als ruhe sich alles für den kommenden Tag aus.

Morgenrot.

Noch liegt die Dämmerung wie ein grauer Schleier über dem Land. Im Osten verblassen langsam die Sterne. Es ist noch sehr früh, aber schon sind die Narben des Weltkrieges undeutlich zu erkennen. Heller und heller wird es.

Da bricht auf einen Schlag die Hölle los. Die eiserne Sprache der Artillerie reißt uns aus dem Halbschlaf.

Pausenlos trommeln Hunderte von Geschützen aller Größen auf die französischen Stellungen an der Aisne.

Ein Rauschen erfüllt die Luft, und in der Ferne sind die ganz tiefen Beschüsse schwerster Geschütze zu hören. Zum ersten Male erleben wir die Gewalt des Trommelfeuers, das auf die Stellungen prasselt und die Erde um und um pflügt.

Vermirrt von einem noch nicht erlebten Feuerzauber, stehen wir zwischen den Büschen und hören atemlos dem Trommeln der Geschütze zu.

Wir ahnen, daß in unserem Angriff eine Entscheidung für die Zukunft steckt. Alles Müde, Schwere ist gewichen. Eine Spannung hält uns gefangen, die den Höhepunkt erreicht im Erlebnis dieses Bildes größter Furchtbarkeit.

Der Feind liegt in der geballten Kraft unserer Geschütze. Mit heißem Herzen warten wir auf das Ende des Höllenkonzertes. Unsere Gedanken weilen noch einmal in der Heimat, als sei der anbrechende Tag ohne Wiederkehr für uns.



Stoßtrupp.

Kampf.

Wir rasten zwischen Lisne und Lisnekanal in einem mageren Waldauslauf, der durch einen breiten Wassergraben vom dichten Laubwald abgetrennt ist, unter dürftigen Bäumen.

Dicht an dicht stehen die Wagen vom Troß und die Feldküchen unseres Bataillons. Einige Kompanien sind nach vorn gegangen, um die vorderste Linie zu verstärken und den Angriff weiterzutragen.

Seit den Morgenstunden tobt der Kampf.

Manche Lücke hat der Tod in ihre Reihen gerissen. Kameraden kommen zurück, unfähig, ein Wort zu sprechen. Da liegt einer, der am Morgen dabei war — es geht schon zum Abend —, und schläft und schläft. Später wacht er auf, schüttelt nur auf alle Fragen müde den Kopf, immer noch unfähig, sich zu finden. Wie abwesend starrt er vor sich hin...

Der Kampf hat seine Kräfte aufgezehrt.

Drüben im Waldstreifen liegt eine ganze Gruppe, die Handgranaten und Gewehre in den Säusten, wie sie sich vorgearbeitet haben.

Mörderische Feuer der Baumschützen hielt die Stürmenden auf.

Anderer ruhen schon unter von Kameradenhand gezimmerten Kreuzen, von ihren zerfetzten Stahlhelmen gekrönt.

Ein heißer Tag. Der Durst quält. Mit einer Maschine filtrieren wir Wasser aus dem Graben.

Am Brückenkopf arbeiten mit unseren Pionieren bereits Gefangene und verstärken den Übergang für unsere Panzerkräfte.

Hin und wieder peitschen Schüsse aus dem dichten Laub-

wald jenseits des Grabens zu uns herüber. Eine Granate fällt wenige Meter von uns zwischen die Wagen und wirft kraftlos etwas Waldboden in die Sträucher, ehe wir in Deckung liegen. Blindgänger...

Immer mehr Gefangene kommen ohne Bewachung.

Jetzt wissen wir, daß unsere Spitze gut vorwärtskommt. Der Feind flutet zurück.

In dieser Stunde kommen die ersten Panzer über die geschlagene Brücke, rollen pausenlos mit kurzem Abstand an uns vorbei und sammeln sich feindwärts, wo die Hügelkette beginnt, weit auseinandergezogen am Hang.

Sie rollen endlos, endlos!

Hunderte schwere und kleine Panzer, mit Narben aus heißen Kämpfen bei Dünkirchen und Calais.

Die Nacht ist angebrochen. Hinter den Hügeln steigen Leuchtkugeln empor: Hier sind wir!... Hier sind wir!... Hier sind wir!

Ein Blick nach rückwärts. Da liegt die Lisne, der Schicksalsfluß des Großen Krieges. Er ist unser.

Und die Panzer rollen immer noch mit heulenden Motoren fast bis in den dämmernden neuen Tag: der Durchbruch nach Süden hat begonnen.

March — Rast, March — Rast.

Immer das gleiche: Dörfer, Stadtränder, Wälder, dann wieder Ebene, Flüsse, Felder, Wiesen —. Längst ist Waffenstillstand — wir marschieren ohne Ende!

Auf einer Anhöhe machen wir Rast nach hartem Marsch, werfen einen letzten Blick auf die südfranzösische Ebene, die nur den Hauch des Krieges verspürte, dann strecken wir uns müde hin. —



Nach
dem Kampf.

Der Mond leuchtet taghell. —
Wir sehen im Halbschlaf die Stationen unseres Marsches:
Luxemburg — Belgien — Durchbruch über Maas und Wisne
— Champagne, Hochfläche von Langres — Le Creusot —
Besançon. —

Wir sehen die Kolonnen der Gefangenen langsam und
ohne Bewachung an uns vorbei nach hinten ziehen . . .

Wir sehen die, die traurig und abgekämpft an den Straßen
unseres Sieges sitzen . . .

Wir sehen das Strandgut des Krieges: zerbrochene Wagen,
Pferdekadaver, zerschlagene Waffen und schwelende Reste
abgebrannter Häuser . . .

Wir sehen die Flammen in die Häuser züngeln und hören
das Geknatter explodierender Munition . . .

Wir aber marschieren weiter über endlose Straßen süd-
wärts: Kompanien, Bataillone, Regimenter . . .

Osten.

22. Juni 1941.

Die Uhr zeigt 3.15 Uhr.

Schlagartig setzt der Feuerüberfall unserer Artillerie ein
und vereinigt sich zum trommelnden Orkan. Hunderte von
Geschützen klopfen die feindlichen Stellungen ab.

Ueber uns gurgeln die Geschosse.

Vor uns blüht es auf in hohen Stiefelblumen.

Wir starren nach vorn.

Trommeln! Trommeln, ohne Pause!

Vor uns flammt die Front . . .

22. Juni 1941: Nun ist es so weit.

Wir erheben uns aus den Schützenlöchern und treten an.
Wir stampfen über das Niemandsland. Weit auseinander-
gezogen treibt es uns über die Grenze.

Nach vorn, nach vorn!

Der Damm ist durchbrochen.

Der Heerbaum strömt nach Osten. Motorisierte Kolonnen
arbeiten sich durch tiefen Sand und hüllen uns in eine einzige
Staubwolke ein. Dann rollen sie abseits ihren eigenen Weg.



Krad-
schützen.



Sturmangriff.

Rast.

Rast! Wenige Hütten stehen in der Ebene — eine Ortschaft. Die Ziehbrunnen sind versiegt. Wir haben nur wenige Eimer trüben Wassers für unsere Pferde. Müde sinken wir in den dünnen Schatten eines Baumes...

Inzwischen ist es Nacht geworden. Streng und dunkel steht der Wald gegen den Himmel. Die Stahlhelme blitzen im fahlen Lichte der Sterne. Hart klappern Stiefel und Hufe auf der Straße.

Schweigend marschieren wir nach Bjalystock. Vor uns — noch kilometerweit — hebt sich die Kontur leichter Höhenrücken gegen den Feuerschein der brennenden Stadt.

Die Fackel des Krieges malt mit blutigen Farben ihre

Zeichen in die Nacht. Der Himmel flackert und brennt am Horizont.

Aus den Gräben neben der Straße ragen die Umrisse zusammengeschoßener Panzer und Kraftwagen. Andere stehen halbgewendet auf der Straße.

Von rechts rattern kurze Feuerstöße. Rote Leuchtkugeln zerschneiden das Dunkel.

Wenige Sekunden später alarmieren schnell hintereinander grünolette Leuchtkugeln: Feindliche Panzer greifen an!

Noch ist nichts zu sehen, aber irgendwo tasten sich die gepanzerten Kolosse durch das Gelände. Noch ehe der Abschluß unser Ohr erreicht, ziehen die Leuchtspurgeschosse schräg von unserer Straße zu einer Anhöhe.

Eine glühende Fackel, bald nur ein glühender Punkt leuchtet von der Anhöhe wie ein Signal noch lange in die Nacht.



Im Schlauchboot.



Verfolgung.

Marschieren — Marschieren.

Fröstelnd marschieren wir weiter...
 Ueber schlecht gepflasterte Straßen, vorbei an verlassenen
 Munitionstapeln, vorbei an zertrümmerten Lastwagen,
 vorbei an zurückgelassenen Geschützen und Ausrüstungen.
 Immer weiter...

Dazwischen liegen unhergestreut zerschlagene Reste eines
 Trosparks in wüstem Durcheinander wie von Titanenfäusten
 auf die Felder geschleudert...

Kurze Rast. — Die Fahrer stampfen über Wiesen, suchen
 eine Pfütze oder einen armen Bach. Zitternd stehen die
 Pferde im Geschirr und warten...

Die Spitze ist wieder angetreten. Die Kehle ist trocken
 und krampft sich zusammen. Die Gluthitze schnürt den Atem
 ab. Der Boden stimmert von unerträglicher Hitze, die kein
 Lufthauch mildert. Der Schweiß läuft schmutzig über die
 Gesichter.

Die Trümmer mehren sich.

Ganze Batterien säumen unseren Weg: Flak, ungebraucht,
 Tornister, Decken, Ballen, Schnellfeuergewehre, Granat-
 werfer aller Kaliber, Geschütze, Panzer und Ausrüstung
 jeder Art, Gasmasken und Stahlhelme, wieder Panzer aller
 Größen, Mörser und wieder Stahlgerippe ausgebrannter
 Lastwagen, stinkende Pferdeleiber, tote Mongolen, tote
 Bolschewisten, dazwischen uniformierte Weiber und über
 ihnen eine trübe Wolke der Verwesung in hochsommerlicher
 Hitze.

16

Es nimmt kein Ende...

Dicht neben der Straße liegen die Bombenkrater, große
 und kleine, aus denen Reste geborstener Panzer ragen.

So ist es Kilometer auf Kilometer. Wir stehen in Gluthitze
 und Gestank, wenn Trümmer aus dem Weg geräumt werden
 müssen. So geht unser Marsch Stunden um Stunden durch
 das Chaos zusammenkartätschter und wieder auseinander-
 gerissener Ausrüstungen einer Panzer- und Artilleriebrigade.

Vom Narew zur Beresina.

Im harten Kampf gegen Panzer wird der Marsch über
 den Fluß in verbissenem Angriff erzwungen. Noch immer
 hämmert die feindliche Artillerie zwischen die armseligen
 Trümmer.

Narew... Nur einmal die heißen Füße und Hände in
 das kühle Wasser tauchen dürfen!

Narew... Nur einen Eimer Wasser über den von Schweiß
 und Dreck verklebten Kopf schütten...!

Weiter!

Schneller als sonst weg vom Fluß, der uns Paradies sein
 könnte, aber auch Hölle, wenn die feindliche Artillerie uns
 faßt.

Nicht daran denken! Marschieren!

Kameraden stürzen übermüdet, entkräftete Pferde brechen
 zusammen. Weiter, weiter! Die vorgestoßenen Panzer-
 truppen stehen in harten Abwehrkämpfen und müssen ein-
 geholt werden. Jeder eroberte Kilometer spart Blut.

I/II/16



Nach
dem Gefecht.

Weiter!

Beresina — — — Wasser — — —

Ein Hauch von Hoffnung geht wie eine frische Brise durch die müden Reihen.

Aber der Fluß ist uns keine Ruhe. Stumm und flimmernd liegt die Landschaft vor uns, endlos wie die Sehnsucht nach Wasser, die in uns hämmert.

Am Horizont weht das erste Licht des neuen Tages auf.

Abseits der Rollbahn in einem Wald findet der Nachtmarsch sein Ende.

Gewehrschüsse reißen uns aus dem wachen Schlaf. Querschläger brechen durch die Zweige.

Wir greifen zu den Waffen, holen die wenigen Schützen aus dem Kornfeld und halten schnelles Gericht. Dann ist wieder Ruhe.

Wir bleiben immer Kameraden.

So geht der Tod neben uns, lauernd und ständig bereit, sein Opfer aus unseren Reihen zu reißen. Er ist immer bei uns. Er reitet auf den Granaten jaulend und orgelnd heran.

Er wartet wählerisch ab, wenn der Feind seine Granaten weit hinter uns in den Boden jagt.

Er reitet Galopp, wenn in jeder Sekunde plötzlich die feindlichen MG's rattern. Kein Tag, keine Nacht vergeht ohne seine Gegenwart.

Marschieren, nur marschieren, kämpfen und marschieren! Und du, Kamerad, bist an den vielen Meilensteinen unseres Sieges liegengeblieben.

Ich sehe dein bleiches Antlitz stumm unter dem Stahlhelm.

Du hast gekämpft — wie wir.

Du bist marschiert — wie wir.

Aber du bist gefallen!

Und du sahst mehr als nur das, was vor deinen Augen war. Mir ist, als spräche es aus deinem toten Antlitz: Sieh, ich weiß um Lachen und Weinen, Freude und Schmerz, stille und harte Stunden, ich marschierte und kämpfte mit euch in Sonne und Staub... Nacht es weiter gut, Kameraden...!

Kompanie — — — fertigmachen —!

Waffen klirren. Die Pferde kennen den Ruf und ziehen an.

Schweigend ziehen wir unseren Weg hinaus in die endlose Weite — frontwärts, gen Osten. —

Ungeheuer Rußland.

Eine Stimme aus dem Jahre 1775.

Von Professor Dr. Walther Schneider.

Als Goethe im Osterspaziergang seines „Faust“ den geruh-samen Bürger „hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“ ließ, da zeichnete er nicht nur eine bestimmte Kategorie, sondern den Standpunkt von neun Zehnteln seiner Zeitgenossen. Der Deutsche war, vom Fürsten bis zum letzten Bürger, fast reslos in die Beschränktheit und Enge eines völlig unpolitischen Philistertums versunken, „politisch Lied“ war ein „garstig Lied“ geworden.

Zur selben Zeit aber, in den Jahren 1774 bis 1777, saß in Ulm an der Donau im „Schwäbischen Kreis“, mitten in der buntesten und engstirnigsten Kleinstaatserei, ein deutscher Dichter und Musiker, der nach wilden Sturm- und Wanderjahren seinen innersten Beruf endlich als politischer Schriftsteller gefunden hatte: Christian F. D. Schubart. In den Augen hoher Obrigkeit, besonders des Despoten Karl Eugen von Württemberg, war er ein „gefährliches Subjekt“, das nicht nur den verhassten Keger und Preußenkönig Friedrich ungebührlich in den Himmel hob, sondern auch die heilige Kirche und die Jesuiten gröblich insultierte und deshalb von Ihrer Majestät, der Kaiserin Maria Theresia, dem Herzog zur Bestrafung empfohlen war, der ihn vor Jahren wegen übler Aufführung in Ludwigsburg aus seinem Lande gejagt hatte. Da besagter Malefikanter nun sogar die allerhöchste Maitresse, die Gräfin Hohenheim, zu beleidigen gewagt und Karl Eugen selbst verspottet hatte, ließ dieser ihn zehn Jahre auf dem Hohenasperg einkerkeren, um „die menschliche Gesellschaft von ihm zu befreien“. Er ahnte nicht, daß er Deutschland damit eines seiner besten politischen Köpfe beraubte.

Denn dieser Mann dachte, weit seiner Zeit vorausseilend, in politischen Begriffen, die seinen Landsleuten gänzlich verlorengegangen waren. Sein Ziel war ein Reich aller Deutschen als Kern eines organisch aufgebauten Europas. Seine schwärmerische Vorliebe für den einzigen deutschen Großstaat Preußen und seinen König, dem er zuerst den schönen Beinamen „der Einzige“ verliehen hat, entsprang seiner tiefen Erkenntnis von dem Wesen des Begriffs „groß“ als der Fähigkeit zum Opfer: „Je mehr ein Wesen mitteilt und aufopfert, desto ehrwürdiger und größer steht sein Bild vor meiner Seele. Je ausgebreiteter es zum allgemeinen Wohl wirkt, desto größer ist es mir. Bei der späten Nachwelt noch durch Wirkungen fortdauern, noch nach tausend Jahren leben und Flammen der Entschlossenheit, des Mutes, der Tugend in die Seelen später Enkel zu gießen, das nenne ich groß.“

Was die deutschen und europäischen Höfe treiben, „Feste, Jagden, Galatage, Opern und Soldatenmusterungen, ist bloß Vegetation, nicht Leben“. Nur im Staate Friedrichs werden bleibende Werte geschaffen. „Da werden Länder angebauet, die frischen Felder grünen; das Land ist ein Ameisenhaufen, wo tausend und tausend aus- und einlaufen und Nahrung und Schätze herbeitragen.“ Er hatte begriffen, daß durch Friedrich ein neuer Staatsgedanke, der, von den Pflichten des Königums, ins Volksbewußtsein gedrungen war und dieses selbst zu nationalem Pflichtbewußtsein erzogen hatte. Darum ist Friedrich „der Name eines Jahrhunderts und wird noch fortwirken, wenn er schon lange gestorben ist“. Das Geheimnis seiner Größe liegt in der „unüberwindlichen Hartnäckigkeit seiner Heldenseele“.

Von diesem Gesichtspunkt aus erscheinen ihm Friedrich und sein Staat als die künftigen Führer eines gesamtdeutschen Reiches. In einem als „Gesicht“ bezeichneten Aufsatz läßt er die Söhne Germaniens, die in Ausländerei und Weichlich-

keit zu vergehen drohen, auf den „Flügel Schlag und Schlachtruf des Adlers“ horchen, und in einem „Traum aus dem 20. Jahrhundert“ sieht er „über Deutschland Kaiser Friedrich herrschen, der die österreichischen und deutschen Staaten zusammen beherrscht“.

Jedoch über Preußen und Deutschland hinaus ist Schubarts politischer Blick bereits auf Europa gerichtet. Er erkennt „die tödliche Ermattung des Jahrhunderts, das frostige Klügeln der eiskalten Vernunft, mit der die Menschen wie Blinde mit prüfendem Stabe zur Tat schleichen“.

Nur ein mächtiges und geeintes Deutschland kann die Zukunft des Kontinents verbürgen. Dies Europa „scheint heute ein so langweiliges, schläfriges Weib zu sein, daß, wenn dies ihre Urgestalt wäre, sie Jupiter gewiß nie entführt hätte“. Die europäischen Herrscher und Herrscherinnen haben — teils aus Eifersucht und Neid, wie Frankreich und die „bund- und eibrüchigen Engländer im Siebenjährigen Kriege“, teils im Bewußtsein ihrer politischen und moralischen Minderwertigkeit, wie die deutschen Kleinfürsten — den Aufstieg Preußens zu verhindern gesucht und damit ihr eigenes Dasein gefährdet. Denn zwar hat „jeder Staat, wie jeder einzelne Mensch, seinen besonderen Charakter, und nichts ist zwittermäßiger, als wenn sich Nationen miteinander vermischen, die seit Jahrhunderten Antipoden gewesen“, aber doch bilden die Nationen Europas gleichsam eine große Familie. Wie aber sieht es mit der Einigkeit in dieser Familie aus? „Das gegenwärtige politische System in Europa ist nicht Krieg, aber noch viel ärger als Krieg. Stelle dir ein Dörfchen vor; alle Hausgenossen wären mit Prügel bewaffnet, ein großer Kettenhund lauerte vor der Türe, und die Herren des Hauses gingen am hellen Tage mit bloßem Degen und ein paar geladenen Zerzerolen in der Tasche durch die Straßen, und einer lächelte dem andern verstellte Freundlichkeit ins Gesicht. Wäre dieser Zustand nicht weit ärger als ein offener Krieg?“ Das alte Weib Europa erzählt ihren Kindern das „Märlein vom schönen Gleichgewicht“, eine Schimäre, die von England ausgeheckt ist und die Schwäche Deutschlands zur Voraussetzung hat. Dabei aber verkennet es die ungeheure Gefahr, die ihm von Osten her droht, von dem Machtkoloss Rußland, „diesem Ungeheuer, das Europa und Asien wie Laokoons Schlange umwindet“.

Nur ein Herrscher hatte diese Gefahr erkannt: Friedrich, der „als Jupiter hinter dem Wolkendunkel in furchtbarer Stille das Schicksal der Staaten abwägt“. Er war auch nach dem großen Kriege vereinsamt geblieben. Da Österreich unter der Leitung des intriganten Kaunitz an dem Bündnis mit Frankreich festhielt, suchte er Rückendeckung an Rußland, das jedoch seinerseits gegen die Türken wie gegen Polen vordrängte und durch seinen Einfluß auf letzteres Ostpreußen von den übrigen Staaten Friedrichs abzuschneiden drohte. Polen erkennt auch Schubart bereits als das „Pulverfaß Europas“: „Die Geschichte zeigt, daß selten ein Fünklein in Polen loderte, das nicht zur Flamme wurde, um sich fraß und mehrere Staaten ergriff.“ Um „seinen Preis in Petersburg zu erhöhen“, näherte sich daher Friedrich dem jungen Kaiser Josef II.

Schubart geißelt scharf das im europäischen Interesse

*) Eine eingehende Würdigung des sehr zu Unrecht in Deutschland fast vergessenen Dichter-Musikers und politischen Schriftstellers findet der Leser in dem demnächst im Erich-Siedler-Verlag in Berlin-Schildow erscheinenden Buche des Verfassers obigen Aufsatzes: „Christian F. D. Schubart, ein Kämpfer für Deutschheit und Freiheit“.

underantwortliche Bündnis Österreichs und Frankreichs mit Elisabeth von Rußland: „Es war eine sehr falsche Politik, die Russen in Angelegenheiten zu ziehen, die sie eigentlich nichts angingen. Ein Mensch, dessen Hilfe man oft nötig hat, fühlt bald seine Kräfte zu stark, zumal, wenn sein Beistand, wie bei Rußland — im Siebenjährigen Kriege — oft entscheidend ist. Denn wo die Russen anfielen, da setzte es entscheidende Schläge.“ Geradezu hellseherisch warnt er vor der wachsenden Macht des Moskowiterreiches: „Rußland war in diesem Jahrhundert der tätigste Staat auf Gottes Erdboden. Es hat sich zu einem so furchtbaren Gipfel von Macht und Ansehen aufgeschwungen, daß die Mächte Europas große Ursache haben, auf ihrer Hut zu sein. Schrecklich ist der weiße Bär, wo er seine Lagen aufstellt. Karl XII. von Schweden führte die Russen anfangs des Jahrhunderts in die Schule, und nach einigen Lektionsgebühren lieferten sie ihm ihr Meisterstück bei Pultawa, türmten dann Petersburg wie eine Brustwehr gegen ganz Europa auf, gaben am Golf den Persern Gesetze, trugen ihre Donner vor die Große Mauer, daß China bebte, gaben den Armaten Gesetze und demütigten Schweden. Sie bauten am Cherson einen Weiser nach Konstantinopel und machten sich ihren Freunden und Feinden gleich furchtbar. Der Große Friedrich schlug die halbe Welt, schlug Sachsen, Österreich, Frankreich, Schweden. Nur gegen die Russen war er unglücklich. Lehwald wurde geschlagen; die einzige Schlacht bei Zorndorf, wo Blut wie Wasser ins Feld des Todes floss, zeigte, daß auch die Russen besiegt werden können. Wäre dazumal — Januar 1762 nach dem Tode der Elisabeth — diese fürchterliche Macht nicht vom Bündnisse (mit Friedrichs Feinden) zurückgetreten, so würde gewiß Preußen in den Stand einer sehr in die Augen fallenden Mittelmäßigkeit versunken sein. Noch hat sich die Welt vom Erstaunen über den glücklichen Ausgang des großen Krieges nicht erholt. Das Glück hatte den größten Anteil an diesen staunenswerten Erfolgen. Die halbe Welt hielt die Russen für Abenteuerer; aber nie ist ein Abenteuer mit einem so herrlichen Ausgange gekrönt worden.“

Hier erinnert Schubart an den von Frankreich inszenierten Krieg der Türkei gegen Rußland, in dem die Russen die Halbinsel Krim eroberten, nach Bulgarien vordrangen, die türkische Flotte mit englischer und griechischer Hilfe bei Tchesme, Chios gegenüber, vernichteten und durch den verhängnisvollen Frieden von Kütschük-Kainardschi die „orientalische Frage“ für 150 Jahre als Bankapfel zwischen die Nationen Europas warfen. „Dadurch wird Rußland im Handel eine mächtige Nebenbuhlerin Englands und entfesselt ihm einen herrlichen Gewinn, der sich auf Millionen beläuft. Selbst Deutschland wird in Zukunft seine levantischen Waren aus Rußlands Händen erhalten. Nun dürfen ihre Flaggen auf dem Schwarzen Meere wehen; nun können sie mit allen Völkern des Erdbodens Gewerbe treiben; nun haben sie dem Tier Sultan einen Ring in die Nase gelegt, und, was das meiste ist, Furcht muß nun auf jeden wie Donner niederstürzen, der sich in Zukunft mit dieser schrecklichen Macht einlassen will.“ „Bald wird Rußland eine Flotte auch in der mittelländischen See unterhalten, wozu es selbst von England herbeigerufen wurde. Wieder ein Schritt zur fürchterlichen Oberherrschaft Rußlands über die halbe Welt! Alles hilft daran arbeiten. Fordern dies etwa die Grundsätze einer gesunden Politik?“

Wohl verkennet Schubart die Schwächen der russischen Macht nicht: die Korruption der Verwaltung, die revolutionären Kräfte in den unterdrückten Völkern, wie sie damals in dem blutigen Aufstand des Donkosaken Pugatschow zur Explosion kamen, die Menschenleere der russischen Steppen: „Die Macht des Staates beruht nicht auf großen Mengen unbevölkerter Steppen, sondern auf der Volksmenge.“ „Aber“, warnt er, „laßt Rußland seine öden Steppen bebauen und

seine Wüsteneien bevölkern.“ Dann sei Gott uns gnädig, wenn das Fallbrett aufgezogen wird und der Strom hochwogig und wild daherbraust!“ „Rußland“, schrieb neulich ein englischer Sterngucker, „wird in kurzer Zeit eine Monarchie errichten, fürchterlicher als die römische. In allen Weltteilen wird es die erste Rolle spielen, und Schweden, Dänemark und Deutschland werden ihm zinsbar werden.“ „Gehorsamster Diener! Das will ich nicht erleben, und meine Kinder sollen's auch nicht erleben. Freilich, da Rußland immer am Pharaotisch sitzt und entweder die Bank hält oder setzt, da man es seit geraumer Zeit als einen großen Staatsfehler im europäischen System bemerkt, daß man Rußland zu allen Händeln herbeiruft und schalten und walten läßt, wie es nur will, so mußte am Ende dieser mächtige Staat ein Weltmeer werden, das alle Flüsse zu verschlingen droht. Schon wird das neue russische Gesetzbuch in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, damit wir uns einstimmen mit unserem künftigen Coder bekannt machen können.“

Wie soll dieser furchtbaren Macht ein Deutschland widerstehen können, dessen „Freiheitsinn zum Sklavensinn, dessen hohe Tapferkeit zum Soldknechtsgehorsam im Dienste fremder Nationen herabgesunken ist“, dessen „Hauptcharakter darin besteht, im stillen Genuße des häuslichen Glücks sein Leben zu veratmen und nicht zu trachten nach hohen Dingen, die mit Unruhe erkämpft werden müssen?“

„Wo ist“, fragt er, „der lebendige Geist, der die Deutschen allgewaltig und zu einem Endzweck ergreifen, der uns an einer Kette halten soll, wie Jupiter die Schicksale hält?“

Und wieder erscheint vor seinem Auge als Retter das prophetisch im Geist erschaut, durch ein friderizianisches Preußen geeinte großdeutsche Reich. „Friedrich der Große glänzt als Schöpfer einer ganz neuen Epoche in der Weltgeschichte, und schon sind wir Deutsche an Zahl und Gewicht allen Nationen überlegen. Sind wir einig, so werden wir bald die erste Nation der Welt sein. Solange Deutschland noch Männer und Führer besitzt, so lange werden wir gewiß einen Damm gegen Rußland haben, über den seine Fluten nicht wegdrausen können.“

Steht da nicht dieser heute sehr zu Unrecht vergessene „Zeitungsreiber“ in einer beschränkten, philisterhaften kleinen Reichsstadt, in einer Zeit kleinlichster dynastischer und konfessioneller Zänkereien wie ein Prophet und Mahner kommender Jahrhunderte vor uns?

„Noch ist die große Stunde der Sichtung nicht da“, schrieb er, „noch nie hat es Rußland mit mehreren Mächten zugleich aufgenommen, wie in diesem Jahrhundert Ludwig XIV., Maria Theresia und Friedrich der Einzige. Aber nur in solchen Feueröfen werden die Staaten zu Golde geläutert.“

Heute ist diese Stunde da. Nicht nur Deutschland, ganz Europa glüht im Läuterungsfeuer eines Ringens um Sieg oder Vernichtung. Es wird sich zeigen, wo echtes Gold, wo schlechtes, wertloses Metall den Kern der Nation bildet. Deutschland darf mit Vertrauen trotz allem Höllefeuer der Entscheidung entgegensehen.

*) Wie scharfsichtig die Ausführungen Schubarts aber die letzten Konsequenzen aus der Dämonik des asiatisch-mongolischen Ausdehnungs- und Unterjochungsdranges ziehen, zeigt überraschend ein Vergleich mit dem sogenannten „Testament Peters des Großen“, das wir nachfolgend wiedergeben. Es tauchte zuerst 1812 in einem Buche Lesurs „Die Fortschritte der russischen Macht“ auf. Die Geschichtsforscher streiten zwar darüber, ob es sich hier wirklich um das eigentliche Testament des ersten Kaisers von Rußland oder um eine spätere russische Fälschung handelt. Jedenfalls verrät dieses Schriftstück eine so geniale Kenntnis des „allrussischen“, asiatischen Expansionsdranges und charakterisiert so treffend die Grundsätze, nach denen die russische Politik seit der Zeit Peters I. die Unterjochung Europas als Endziel angestrebt hat, daß man mindestens seine Grundlagen und Grundgedanken als echt russisch ansehen muß. Es enthüllt mit aller Klarheit die ungeheure Gefahr, die Europa seit mehr als einem Jahrhundert von Osten her bedroht, und die Christian Schubart fast als erster in Deutschland erkannte und offen zu nennen wagte.

Das Testament Peters des Großen von Rußland?*

„Vorwort.

Im Namen der hochheiligen und unteilbaren Dreieinigkeit!

Wir, Peter, an alle unsere Nachkommen und Nachfolger auf dem Thron und in der Regierung der russischen Nation.

Der große Gott, dem wir unsere Existenz verdanken und der uns beständig erleuchtet hat mit seinem Licht und uns seinen göttlichen Beistand geliehen hat, gestattet mir, das russische Volk als zur künftigen Herrschaft über ganz Europa berufen anzusehen.

Ich gründe diesen Gedanken darauf, daß die europäischen Nationen größtenteils in ein Stadium der Greisenhaftigkeit getreten sind, das an völlige Altersschwäche grenzt, und daß sie deshalb leicht und zweifellos durch ein junges und frisches Volk erobert werden können, sobald dies seine ganze Kraft und Reife erreicht hat. Ich sehe diese zukünftige Unterjochung der Länder des Westens und Ostens durch den Norden als eine periodisch wiederkehrende, im Rate der Vorsehung beschlossene Bewegung an.

Ich habe Rußland einem Bache gleich vorgefunden und werde es einem Strome gleich hinterlassen; meine Nachfolger werden daraus ein gewaltiges Meer machen, das dazu bestimmt ist, das heruntergekommene Europa zu befruchten, und dessen Wogen trotz aller Dämme, die schwache Hände ihm werden ziehen können, diese überfluten werden, wenn meine Nachfolger es verstehen, ihrem Lauf die erforderliche Richtung zu geben. Deswegen hinterlasse ich ihnen die folgenden Unterweisungen. Ich empfehle sie ihrer Aufmerksamkeit und ihrer ständigen Beachtung.

Die vierzehn Punkte.

I.

Das russische Volk ist in einem beständigen Kriegszustand zu erhalten, damit der Soldat stets kriegsgewohnt und in beständiger Erregung bleibt. Ruhe ist dem Reich nur zu gönnen zur Verbesserung seiner Finanzen und zur Erneuerung seiner Heere, worauf dann die geeigneten Augenblicke zu neuem Angriff auszuwählen sind. Auf diese Weise muß immer der Frieden dem Krieg und dieser dem Frieden dienen im Interesse der

* Vgl. das Schlußwort zu dem voraufgehenden Aufsatz „Ungeheuer Rußland“.

Vergrößerung und des zunehmenden Gedeihens Rußlands.

II.

Von den fortgeschrittensten Völkern Europas sind mit allen nur möglichen Mitteln Heerführer während des Krieges und Gelehrte während des Friedens heranzuziehen, damit das russische Volk der Vorteile anderer Nationen teilhaftig wird, ohne selber etwas einzubüßen.

III.

Rußland hat sich in alle europäischen Angelegenheiten und Wirren jeglicher Art einzumischen, insbesondere aber in diejenigen Deutschlands, an dem es als nächstem Nachbarn auch das meiste Interesse hat.

IV.

Polen muß geteilt werden, indem man dort Unruhe und Eifersucht beständig wach hält. Die Mächtigen müssen durch Geld gewonnen, die Reichstage beeinflusst und bestochen werden, damit man die Königswahl leiten kann. Anhänger Rußlands müssen gewählt und dann von ihm in Schutz genommen werden. Seine Truppen müssen dann einmarschieren und sich so lange aufhalten, bis sich Veranlassung bietet, sie ganz dort zu lassen. Bereiten die Nachbarmächte Schwierigkeiten, dann muß man sie durch Aufteilung des Landes zufriedenstellen, bis man ihnen wieder nehmen kann, was man ihnen gegeben hat.

V.

Schweden muß soviel Land wie möglich abgenommen und es dahin gebracht werden, daß es Rußland angreift, damit man dann einen Vorwand zu seiner Unterjochung hat. Zu diesem Zweck sind Dänemark und Schweden voneinander zu isolieren und sorgsam in gegenseitiger Rivalität zu erhalten.

VI.

Die Gemahlinnen der russischen Fürsten sind stets unter den deutschen Prinzessinnen zu wählen, damit durch die Vervielfältigung der Familienbeziehungen gleichzeitig auch die Interessengemeinschaft gefördert und auf diese Weise Deutschland selber geschadet wird, indem der russische Einfluß daselbst verstärkt wird.

VII.

Mit England ist hauptsächlich ein Handelsbündnis zu suchen, da es für seine Marine Rußlands am meisten bedarf und andererseits zur Aufschließung des letzteren am nützlichsten sein kann. Rußlands Holz und andere Produkte müssen gegen sein Geld ausgetauscht und zwischen seinen und den russischen Kaufleuten und Matrosen beständige Beziehungen zur Förderung des Handels und der Schifffahrt hergestellt werden.

VIII.

Es ist die beständige Ausbreitung im Norden längs der Ostsee und im Süden längs des Schwarzen Meeres anzustreben.

IX.

Soweit wie möglich muß man sich Konstantinopel und Indien nähern. Wer dort herrschen wird, wird der wahre Herr der Welt sein. Infolgedessen sind beständig Kriege heraufzubeschwören, bald gegen die Türken, bald gegen die Perser. Werften sind am Schwarzen Meer zu errichten, dessen man sich allmählich zu bemächtigen hat, ebenso wie der Ostsee, denn beide bilden einen notwendigen Faktor zum Gelingen des Planes. Persiens Verfall muß beschleunigt, und es muß bis zum Persischen Golf vorgedrungen werden. Wenn es möglich ist, muß die alte Levantische Handelsstraße durch Syrien wiederhergestellt und bis Indien vorgedrungen werden, welches der Stapelplatz der Welt ist. Ist man einmal dort, dann kann man Englands Gold entbehren.

X.

Sorgfältige Anknüpfung und Pflege des Bündnisses mit Österreich, indem man äußerlich zwar seine Ideen einer zukünftigen königlichen Herrschaft über Deutschland unterstützt, unter der Hand aber die Eifersucht der Fürsten gegen es wachruft. Es ist dahin zu streben, daß der eine oder der andere Teil bei Rußland Hilfe sucht, damit so eine Art von Protektorat über Deutschland ausgeübt werden kann, das die zukünftige vollständige Beherrschung vorbereitet.

XI.

Österreich ist für die Verjagung der Türken aus Europa zu gewinnen, indem man gleichzeitig seine Eifersucht wegen der Eroberung Konstantinopels dadurch wirkungslos macht, daß man ihm entweder einen Krieg mit den alten europäi-

schen Staaten auf den Hals lädt oder ihm einen Teil der Eroberung gibt, den man ihm später wieder abnimmt.

XII.

Alle nicht unierten oder schismatischen Griechen sowohl in Ungarn als auch in der Türkei und in Südpolen sind an Rußland anzuschließen und um es zu scharen. Dieses muß ihr Mittelpunkt und ihre Stütze sein und sich für alle Zeit als allgemeine Vormacht eine Art geistliches Königtum oder Regiment geltend machen. In jenen Griechen wird dann Rußland so viele Freunde haben, wie jemand im Lager seiner Feinde nur finden kann.

XIII.

Ist Schweden zerstückelt, Persien besiegt, Polen unterjocht und die Türkei erobert, sind die Armeen gesammelt und sowohl das Schwarze Meer als auch die Ostsee durch unsere Flotte geschützt, dann gilt es, ganz heimlich zuerst, dem Versailler und dann dem Wiener Hof, jedem besonders, eine Teilung der Weltherrschaft vorzuschlagen. Nimmt einer von beiden den Vorschlag an, was bei der Schmeichelei, die darin für ihren Ehrgeiz und ihre Eigenliebe liegt, unausbleiblich erscheint, dann bedient man sich des einen, um den anderen zu vernichten. Schließlich zermalmt man den Übriggebliebenen in einem Kampf mit nicht zweifelhaftem Ausgang, da Rußland bereits den Orient und einen großen Teil Europas sein eigen nennt.

XIV.

Sollten, was nicht wahrscheinlich ist, beide das Anerbieten ablehnen, dann muß man sie durch Anstiftung von gegenseitigen Kämpfen zu erschöpfen suchen. Im entscheidenden Augenblick würde dann Rußland seine bereits vorher gesammelte Armee in Deutschland eindringen lassen, während sich gleichzeitig zwei Flotten, die eine vom Asowschen Meer, die andere vom Hafen von Archangelsk aus, beide gedeckt durch die Kriegsflotten des Schwarzen Meeres und der Ostsee, mit den asiatischen Völkerschaften in Bewegung setzen würden. Diese würden Frankreich vom Mittelmeer und vom Atlantischen Ozean aus überschwemmen — mit Deutschland ist dies ja bereits von der Landseite aus vorher geschehen —, worauf sich dann nach Besiegung dieser beiden Staaten der Rest Europas leicht und ohne Schwertstreich unter das Joch beugen würde.

So kann und muß Europa unterworfen werden.“

Glaube an Deutschland.

Berufene Männer aus den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens sprachen in einer Sendung des Großdeutschen Rundfunks über ihre Arbeit und legten Zeugnis ab für den lebendigen Kraftstrom deutschen Geistes und deutscher Leistung.

Erwin Guido Kolbenheyer:

Was fordert die geschichtliche Stunde, unter der wir stehen, vom deutschen Volke? Sie fordert ein klares Bewußtsein dessen, daß wir vom Schicksal des Menschengeschlechts aufgerufen sind, mit allen unseren Kräften Bürgerschaft zu bieten für den Fortbestand und die Entwicklung der abendländischen Sittlichkeit und Kultur. Alle großen Worte, mit denen wir unseren Alltag zu beschönigen pflegen, um ihm Würde zu geben, die er in seiner trüben Hast zu verlieren scheint, alle diese Worte müssen jetzt schweigen vor dem einen Worte der Berufung unseres Volkes: Schutz und Schirm des Abendlandes zu sein!

Was fordert eine Berufung solcher Höhe? Fordert sie Opfer, fordert sie Selbstverzicht? Nein, eines nur fordert sie: die Bewährung! Eine Mutter, die einem Kinde das Leben schenkt, weiß im Sturm ihrer Wehen nichts von Opfer und Selbstverzicht, sie kennt nur eines: mit allen Kräften ihres Körpers und ihrer Seele ein Kind dem Leben zu geben. Ein Genie, das einsam und weithin verkannt seines Lebens ganze Kraft an sein Werk setzt, lediglich unter dem Antrieb der Leistung, weiß nichts von Opfer und Selbstverzicht, ein schaffendes Genie sieht nur sein Werk. Ein Kämpfer, der, von hundertfachem Tode bedroht, gegen eine Überzahl standhält, nur in dem Verlangen, seinen Posten bis zum äußersten zu halten, weiß nichts von Opfer und Selbstverzicht, er sieht nur sein Obsiegen und stünde es auch verzweifelt um ihn. Die Laten einer höchsten Lebensleistung mögen von allen denen, die noch in einer betrachterischen Lässigkeit zu verharren vermögen, pathetisch „Opfer“ genannt werden. In der Stunde der höchsten Berufung wird das Opfer eine Selbstverständlichkeit vor dem einzigen, das einzutreten hat, vor der Bewährung!

In der Stunde, die einem Volke zum Schicksal werden muß, das auch über das Schicksal der Rasse entscheidet, hat sich jeder sachlich und ernst und ohne jene undeutsche Verklärung, die dem Worte „Opfer“ anhaftet, zu fragen, wie er seines Lebens beste Kräfte einsetzt und für die Selbstbehauptung seines Volkes durchsetzen kann, stelle ihn die Not der Zeit wohin es auch sei.

Professor Gustav von Bergmann:

Wie der Kapitän auf See gelenkt wird von der Magnetnadel, die stets in die gleiche Richtung weist, so hat mein Leben die seltene Gnade, nach jenem großen Deutschbalten ausgerichtet zu sein, meinem Vater Ernst von Bergmann, der in einer Chronik seiner Sippe mir die Worte gewidmet hat: „Das Leben ist nicht ein Mittel zum eigenen Glück, sondern zum Wohle anderer.“ — Das war der Kriegschirurg, der Organisator bakterienfreien Operierens, der sogenannten Mephisto, der Mann, der die Lehre von Kopfverletzungen und Gehirnochirurgie schrieb, der Generationen von studierenden Ärzten schulte, der mit seiner Lebensparole „nur nicht müde werden“ stolz-bescheiden sich zum Wohle anderer ausgewirkt und deutscher Chirurgie Welttruhm erworben hat.

Ich denke weiter an deutsche Männer wie Robert Koch und Emil von Behring, die Erreger von Volksseuchen entdeckten oder durch Heilserum Diphtherie und vorbeugend den Wundstarrkrampf bekämpften — die ärztliche Großtat des

vorigen Krieges, die tausend und aber tausend Soldaten das Leben schützte. Wir lernten durch Virchow, daß Krankheit nicht ein Zustand ist, sondern ein lebendiges Geschehen, kein Momentbild, sondern wie das bewegliche Geschehen auf der Leinwand, der Lebenszene, abrollt. Die Arzneimittelforschung ist eine im deutschen Dorpat erstandene Wissenschaft. Sie ändert heilend jenen Filmverlauf immer eingreifender gerade in der Gegenwart, in der die Prontosile der deutschen Industrie oft mit einem Schlage das Leben retten. Die pflanzlichen Wirkstoffe wurden zu einem sehr großen Teil von deutschen Forschern gefunden, so daß wir dem Kranken das wiedergeben können, was ihm oft buchstäblich fehlt.

Der Lehrer und Forscher hat an deutscher Kultur einen entscheidenden, ja größten, gewiß nicht den einzigen Anteil, und der so oft verkannnte Professor, wenn er im stillen wirkt, findet den Sinn seines Lebens erfüllt: denn er sieht auf einen hochwertigen deutschen Arztstand, den er mitgeformt hat, der sich kaum je so aufgeopfert hat wie in dieser Kriegsnot, bis in den Tod getreu.

Professor Max Planck:

In der gegenwärtigen Zeit, welche alle Schichten unseres Volkes bis in die Tiefe aufwühlt und welche tagtäglich seine besten Kräfte bis zur Erschöpfung in Anspruch nimmt, darf ein Mann der reinen Wissenschaft sich nicht vermaßen, bei den großen politischen und militärischen Entscheidungen, die für die Zukunft Deutschlands von ausschlaggebender Bedeutung sind, durch eigene Arbeit mitwirken zu wollen. Denn das Reich, in dem er regiert und sich verantwortlich fühlt, liegt weit abseits von dem Schauplatz, auf dem sich jetzt die großen Weltereignisse abspielen. Wohl aber muß es ihm deutlicher als sonst zum Bewußtsein kommen, daß heute alle, die sich Deutsche nennen, enger als jemals zusammenhängen, daß ein jeder des anderen Schicksal mitträgt und daher sich gedrungen fühlt, von seinem Standpunkt aus offen Bekenntnis abzulegen von seiner grundsätzlichen geistigen Einstellung zu den großen Fragen, die uns alle beschäftigen.

Da richtet sich unwillkürlich der Blick von der schwankenden Gegenwart auf die fest und sicher ruhenden Schätze der Vergangenheit, an denen wir auch heute noch bewußt oder unbewußt zehren. Wir denken an die großen Verkünder mannhafter, aufrechter Lebensführung. Wir denken an Männer wie Luther und Kant, und wir lauschen den Worten, die sie uns auch heute noch zürufen. Ein jeder von uns besinne sich an seinem Platze auf den Inhalt der Forderung, welche seine Pflicht an ihn stellt, und wenn er sich darüber klar geworden ist, so handle er danach — mit seinen Worten, seinen Taten und mit seinem ganzen Leben. Dann wird er, wenn auch nur zu einem bescheidenen Teil, zum Wohl des Ganzen beitragen. Und da eine Pflichterfüllung nur dann sinnvoll ist, wenn sich ihr der Glaube an eine Erfüllung zugesellt, so stehe ich nicht an, zu bekennen, daß ich trotz aller Gefahren, die uns vielleicht noch bevorstehen, felsenfest an die Zukunft unseres heißgeliebten Vaterlandes glaube. Ein Volk von solch gesundem sittlichem Empfinden, von solchem Sinn für schlichte Wahrhaftigkeit und zugleich von solchem natürlichen Drang zum werktätigen Schaffen, ein solches Volk kann nicht untergehen!

China= flug.

Von Wulf Dieter
Graf zu Castell.

Peiping
(„Friede des Nordens“)
aus 1000 Meter Höhe.

Bis zum 10. Jahrhundert behauptete sich die alte Kaiserstadt Peking mit einer Unterbrechung, bis 1928 Nanking die Hauptstadt des Reiches und Peking in Peiping umbenannt wurde.



Drei Jahre lang, von 1933 bis 1936, war ich als Flieger in China, und während dieser Jahre hatte ich Gelegenheit, mein Flugzeug über weite Strecken des schönen, für uns so merkwürdigen Landes zu steuern und über Gegenden zu fliegen, die bis dahin kaum ein Europäer gesehen hatte. Schon nach den ersten Flügen war ich von der Eigenart der chinesischen Landschaft so überwältigt, daß ich beschloß, ihre besondere Struktur im Lichtbild festzuhalten. Dabei kam es mir darauf an, nicht nur schöne Bilder zu erzielen, sondern Beispiele auszuwählen von dokumentarischem Wert, Beispiele, die wirklich das Charakteristische der Landschaft zeigen, ihre geologische Beschaffenheit, ihre Bodenkultur, ihre Besiedlung und ihre historischen Denkmale. Ich glaube, daß es mir gelungen ist, ein Material zu sammeln, das Bekanntes im neuen Lichte zeigt, nämlich im größeren Zusammenhang des Luftbildes, das zum andern aber vieles enthält, was völlig unbekannt ist und was dazu dienen kann, unsere Kenntnis vom Reich der Mitte zu erweitern.

Die Gesellschaft, für die ich in China flog, die Eurasia, war im Jahre 1930 von der chinesischen Nationalregierung gemeinsam mit der Deutschen Luft Hansa gegründet worden. Ihre Aufgabe war es, China flugtechnisch zu erschließen, Städte und Provinzen, die bisher ohne ständige Verbindung waren, durch regelmäßige Luftlinien einander näherzubringen und so ein durchgehendes Verkehrsnetz auch in den Teilen des großen Reiches zu schaffen, in denen an Bahn- oder Straßenbau noch lange nicht gedacht werden konnte. Es war schöne und wichtige Pionierarbeit, die damals von deutschen Fliegern und Technikern in guter Zusammenarbeit mit ihren chinesischen Partnern geleistet wurde, und bereits ein Jahr nach der Gründung der Gesellschaft konnte die erste Linie, Schanghai-Nanking-Tsinfu-Peiping-Linzi-Manchuli, in Betrieb genommen werden, wobei die Strecke Peiping-Manchuli aller-

dings bald wegen der politischen Ereignisse in der Mandschurei wieder aufgegeben werden mußte.

Bevor eine solche Linie eröffnet werden kann, ist es natürlich nötig, sorgfältige Vorbereitungen zu treffen. Nach vorsichtigen Erkundungsflügen werden die Landungsplätze ausgewählt, Radiostationen eingerichtet, Unterkunftsräume erbaut und Vorratslager angelegt. Erst wenn diese Arbeit getan ist, kann daran gedacht werden, den regelmäßigen Dienst zu beginnen. Selbstverständlich erfordern solche Vorbereitungen geraume Zeit, trotzdem war, als ich im Juni 1933 nach China kam, auch die zweite große Linie in Betrieb genommen. Sie führte von Schanghai über Nanking nach Loyang über Sian-Lanchow-Soochow-Hami-Urumchi nach Chuguschak an der russisch-mongolischen Grenze.



Steil abfallende Lößgebirge zwischen Lanchow und Tsin Yüan.
Die Schneedecke läßt die terrassenförmige Bildung des Höhenzuges gut erkennen.

Die 1300 Kilometer von Schanghai bis Sian sind, fliegerisch gesehen, verhältnismäßig leichtes Gelände. Zum größten Teil fliegt man über den Ausläufern der nordchinesischen Tiefebene, jener intensiv bewirtschafteten Landschaft, die ihre große Fruchtbarkeit dem fein verteilten Löß verdankt, der aus den nordwestlichen Bergen herabgeschwemmt wird. Die dann folgende Strecke von Sian nach Lanchow aber ist ein äußerst schwieriger Abschnitt. Sie verläuft über ein ödes, schwach besiedeltes Lößgebirge mit tief eingeschnittenen, zerklüfteten Gebirgszügen, die bis zu 4000 Meter Höhe ansteigen. Irgendwelche charakteristischen Landmarken gibt es hier nicht, keine Straßen, Wälder oder größeren Siedlungen, an denen man sich orientieren könnte. Gerade hier aber mußte der Kurs genau eingehalten werden, denn die Gipfelhöhe unserer Maschine betrug nur 3500 Meter, und auf keinen Fall durfte man daher in höhere Gebirge verschlagen werden.

Als ich in Sian ankam, erfuhr ich, daß das Flugzeug, das auf mich warten sollte, statt dessen mit Passagieren, vermutlich irgendwelchen wichtigen Persönlichkeiten, nach Peiping gestartet war. Ich entschloß mich daher, die 350 Kilometer bis Lanchow weiterzufliegen.

Lanchow ist die einzige größere chinesische Stadt, die ihr mittelalterliches Aussehen bewahrt hat. Aber auch das Leben, das in den Straßen herrscht, macht einen altertümlichen Eindruck. Die ganze Gegend ist ältestes chinesisches Kulturland, und viele urtümliche Geräte und Gebräuche haben sich hier bis heute erhalten.

Vom Westen her über das Lößgebirge sind die Chinesen, wahrscheinlich aus Innerasien, eingedrungen. Hier in dem offenen, bergigen Land schufen sie ihre erste Bauernkultur. Die starke Zerschichtung und Zerrissenheit des Geländes, die eine Eigentümlichkeit der Lößformation ist, schützte ihre Bewohner vor den nachfolgenden Nomaden. Die konnten das Land wohl erobern und beherrschen, aber nicht, wie sonst, den Bauern vertreiben, denn die Landschaft mit den zahllosen tiefen Lößrissen eignet sich nicht für die Weidewirtschaft umherziehender Stämme. Heute ist das Bauerntum seinerseits im Vordringen gegen die Steppe begriffen. Bei späteren Flügen in der Mongolei und über der Ordos, der Steppe, die den großen Nordbogen des Hoangho ausfüllt, sah ich in den Randgebieten schon zahlreiche Felder und chinesische Häuser, und unter dem Einfluß dieser Siedler beginnen auch die Mongolen sesshaft zu werden. So fielen mir Gehöfte auf, in deren Mitte zwar noch die landesübliche Silbjurte stand, aber nicht mehr in der ursprünglichen Bedeutung eines Zeltes, das jederzeit abgebrochen werden kann, sondern nach chinesischer Weise mit einer festen Mauer umgeben.

Die Stadt Lanchow ist zufolge ihrer Lage eine der wichtigsten Städte Zentralasiens, sie bildet ein Zentrum für den Durchgangshandel. Hier wird der Gelbe Fluß durch die Fahrstraße überquert, die das chinesische Reich in früheren Zeiten mit der Welt des Westens verband. Diese Straße, die uralte Seidenstraße, führt aus dem Weihofal über Pingliang nach Lanchow und weiter nach dem Nordwesten. In den Jahren

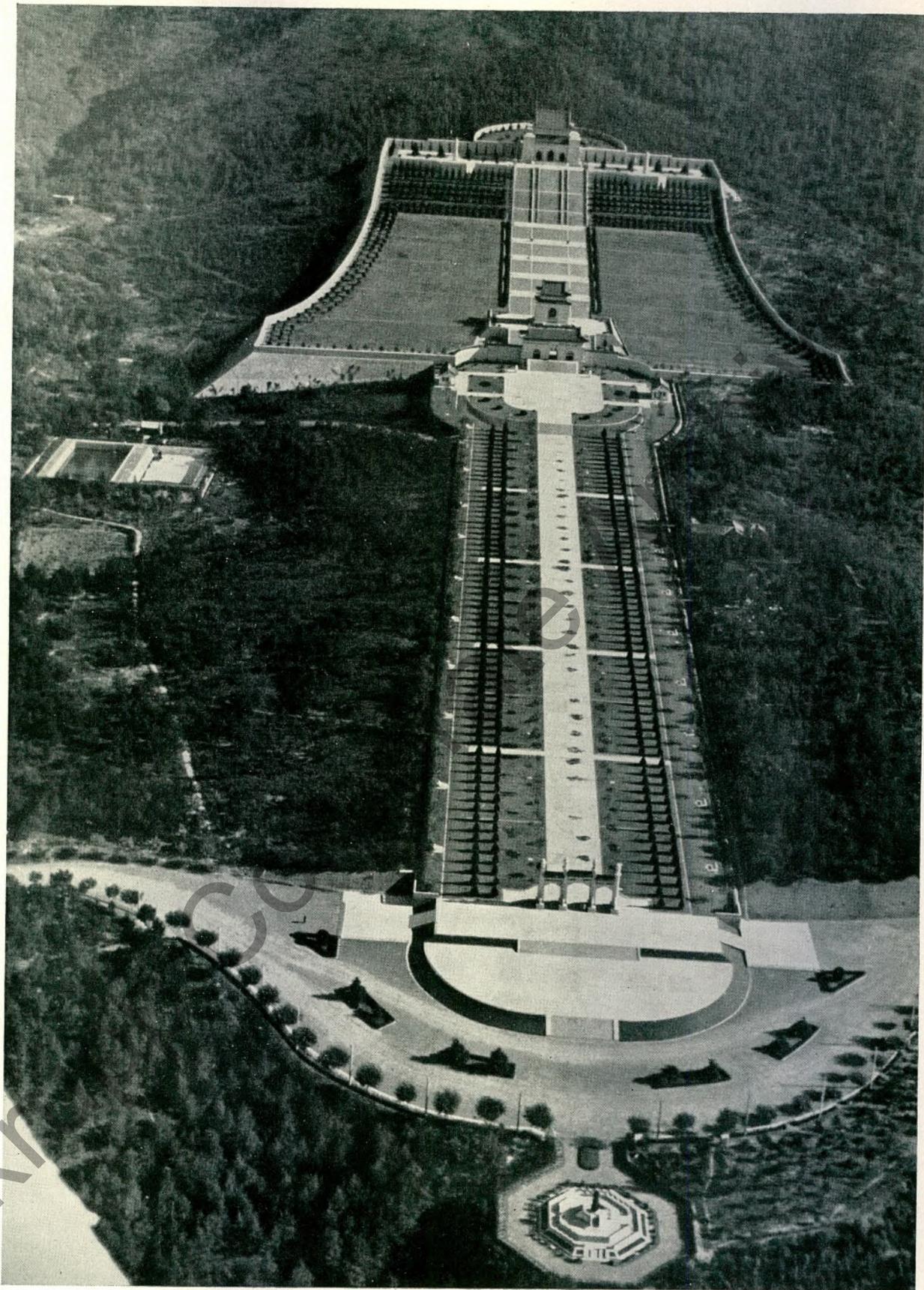
Ehrenmal
für Sun Yat-Sen
bei Nanjing.

1908 bis 1911 wurde von einer deutschen Firma eine Eisenbahnbrücke über den Fluß gebaut. Wenn man bedenkt, daß es damals in dem zerklüfteten Gebirge nur einen einzigen schlechten Pfad gab, muß man darüber staunen, wie es überhaupt möglich gewesen ist, die riesigen Eisenträger für diese Brücke nach Lanchow zu schaffen.

Die Täler um Lanchow sind meist locker besiedelt. Mohn, zur Gewinnung von Opium, Hirse, Baumwolle und Melonen werden hier angebaut. Die Opiumgewinnung ist natürlich verboten, und der Anbau von Mohn wird mit hohen Geldstrafen belegt. Trotzdem wurden die Bauern aber gezwungen, auf ihren Feldern Mohn zu pflanzen, denn wenn festgestellt wird, daß ihr Boden sich für diesen Zweck eignet, müssen sie so hohe Bodensteuern zahlen, daß es trotz der Strafe für sie günstiger ist, Mohn anzubauen. Die Gouverneure brauchen eben viel Geld, um die Soldaten zu bezahlen, die sie nötig haben, um sich an der Macht zu erhalten. So hatten die Bewohner in Kansu auch schon für fünfzig Jahre im voraus ihre Steuern entrichtet, und das Volk war infolgedessen sehr arm und litt unter der Mißwirtschaft. Die Nationalregierung hatte zwar strenge Befehle gegen den Opiumhandel erlassen, aber die Gouverneure der Randprovinzen waren damals noch sehr unabhängig und regierten wie absolute Herrscher. So zogen denn jeden Winter riesige Karawanen von Tausenden von Kamelen mit Opium beladen aus dem Gebirge in die Ebene zurück.

Die Berge zwischen Lanchow und Sining sind fast vegeta-

tionslos, erst ganz im Norden gibt es Wälder mit Wildschafen und Rotwild. Im Gegensatz zu den Tälern sind die Gebirgszüge sehr schwach besiedelt, aber sie sind außerordentlich reich an Kohle und Gold. Die Ausbeutung lag damals ganz in den Händen des Bezirksgouverneurs, der, wie eine Reihe von Gouverneuren in dieser Gegend, zur Familie Ma gehörte, von deren Mitgliedern Ma, „großes Pferd“, durch seine Kämpfe in der Mongolei auch in Europa bekannt wurde. Wie mir die Missionare erzählten, soll das Goldvorkommen so reich sein, daß nur dem Auge deutlich sichtbare Körner gesammelt werden und man nicht daran denkt, den Sand auszuwaschen. Die





Blick
aus 400 Meter Höhe
auf Chiuchow.

Die Stadt Chiuchow liegt auf einer Insel im Nordfluß. Die Eisenbahnbrücke der Kanton-Hankow-Bahn wurde im Jahre 1937 fertiggestellt. Sie verbindet das Ostufer des Nordflusses mit der Stadt. Davor Bootsbrücke aus Dschunken.

Rechts: Gegend
nordwestlich Schanghai
bei Soochow.

Der gesamte Verkehr nach den verstreut liegenden Ortschaften wickelt sich auf zahlreichen Gräben, Flüssen, Kanälen ab, mit denen das Land wie von einem Netz durchzogen ist.

Kohle wird als besonders rein gerühmt, beim Verbrennen hinterläßt sie so gut wie gar keine Rückstände, so daß die Asche nur einmal im Monat aus den Öfen entfernt zu werden braucht. Es ist daher anzunehmen, daß der Bergbau in dieser Gegend in Zukunft noch eine große Entwicklung nehmen wird.

Volle drei Wochen hatte meine Sommerfische in Lanchow gedauert, dann war meine Maschine wieder in Ordnung, und ich konnte mit meinem chinesischen Bordmonteur zum Rückflug starten. Diesmal hatte ich eine Karte mitgenommen, und nach drei Stunden Flug über einer geschlossenen Wolkendecke, die fast immer über dieser Strecke anzutreffen ist, konnte ich durch ein Wolkenloch das Weihotal entdecken und programmäßig in Sian landen.

Sian, die Hauptstadt der Provinz Schensi, war in alten Zeiten mehrmals, ebenso wie Loyang, Sitz der chinesischen Reichsverwaltung gewesen, und verschiedene Kaiser haben hier regiert. Davon zeugen noch heute die alten Kaisergräber, die vor der Stadt liegen. Sie haben die Form von Pyramiden, eine Vanform, die sonst nur aus Ägypten und Mittelamerika bekannt ist. Die Gräber, etwa fünfzig an der Zahl, sind aus Leiberde errichtet und in ihrer Größe verschieden; die niedrigsten etwa 10 Meter, andere bis zu 50 Meter hoch. Einige sind an der Spitze bereits eingeebnet, und die so entstandenen Flächen werden als Acker benutzt. Von einer der Pyramiden erzählte man mir, daß in ihr ein persischer Prinz begraben liege. Die Gräber sind noch nie geöffnet worden und dürften daher wertvolle Schätze bergen. Ihr Alter wird von der Bevölkerung — vermutlich falsch — auf dreitausend Jahre angegeben.

Sian hat, nächst Peiping, die schönste und mächtigste Stadtmauer von allen chinesischen Städten. Nur zwei Drittel des Raumes, den sie umschließt, wird von Häusern ausgefüllt, der Rest ist freies Land und wird größtenteils als Acker benutzt. Der Zugang im Norden, Süden, Osten und Westen wird durch große Doppeltore geschützt, die den Peipingertoren in keiner Weise nachstehen. Bei Sonnenuntergang werden alle Tore geschlossen und erst bei Sonnenaufgang wieder geöffnet. Während der Nacht war es für jedermann unmöglich, in die Stadt zu gelangen; die Angst vor Räubern war so groß, daß die Tore auf eindringliches Bitten nicht geöffnet wurden.

Diese Furcht war nicht unbegründet, denn die Zahl der Räuber hatte sich in letzter Zeit stark erhöht. Fünf Jahre hintereinander war in der Weihoebene kein Regen gefallen, und infolge der entsetzlichen Dürre war eine schwere Hungersnot entstanden. Unzählige verlassene und verfallene Dörfer sah man beim Überfliegen der Gegend, Strecken von 50 Kilometer Breite und 80 Kilometer Länge, die zur Grassteppe geworden waren, und bei denen man nur noch an den Feldrainen erkennen konnte, daß hier früher einmal Ackerland gewesen war. Die Bevölkerung am Weiho soll sich in den letzten zehn Jahren um fünf Millionen Menschen verringert haben. Zur gleichen Zeit nun, als wir unsere Fluglinie eröffneten, war wieder der erste Regen gefallen, und das war der Grund dafür, daß wir mit so viel Rücksicht behandelt wurden. Man glaubte, daß unsere Flugzeuge den Regen herbeigezogen hätten. Ein Teil der Bevölkerung war in der Zeit der Missernte in andere Gegenden ausgewandert, ein Teil war dem Hunger zum





Schanghai aus 1000 Meter Höhe.

Sämtliche Lichtbilder: Graf zu Castell.

Im Vordergrund Geschäftsviertel mit Hochhäusern, im Hintergrund Pootung. Schanghai, am Mündungsgebiet des Yangtsekiang, ist mit seinen 3 Millionen Einwohnern einer der wichtigsten Häfen der Welt.

Opfer gefallen, andere hatten sich in die Berge zurückgezogen und fristeten ihr Leben als Räuber; denn freiwillig gibt ihnen niemand etwas, und so sind sie gezwungen, zu plündern.

Im Sommer 1934 wurde zum ersten Male die Strecke von Peiping bis Kanton regelmäßig besogen, mit Zwischenlandungen in Chenchow, Hankow und Changsha. Ende Juli begann der Wasserstand des Yangtse bedrohlich zu steigen. Es regnete bereits seit Wochen, und wenn auch seit der letzten großen Überschwemmung im Jahre 1931, bei der Hunderttausende ums Leben gekommen waren, die Uferdämme des Stromes wesentlich erhöht worden waren, so stand doch zu befürchten, daß bei Fortdauer des Regens eine neue Katastrophe eintreten werde.

Vierzehn Tage später hatte der Wasserstand in Hankow die Höhe von 1931 erreicht, und da der Regen nicht nachließ, stiegen die Fluten des Stromes um mehrere Meter an. Im Lande brachen die Dämme, und nach kurzer Zeit war Hankow eine Insel in einem Seengebiet, das sich Hunderte von Kilometern weit erstreckte, und aus dem nur hin und wieder höher gelegene Häuser mit ihren Baumgruppen herausragten.

Große Überschwemmungskatastrophen wiederholen sich in China in unregelmäßigen Abständen, wenn infolge kontinentaler Depressionen im Frühsommer zu viel Regen fällt. Das Unheil, das sie anrichten, ist ungeheuer, denn auf die Überschwemmung folgt meistens Hungersnot, und in den verwüsteten Gebieten brechen häufig verheerende Seuchen aus. Seit alter Zeit sind die beiden größten Ströme, der Hoangho und der Yangtse, eingedeicht, an den Dämmen wird regelmäßig gearbeitet, um sie in gutem Stand zu halten, aber bisher ist es noch nicht gelungen, die Gefahr zu bannen. Für die politische Geschichte Chinas sind die riesigen Deichbauten wahrscheinlich von großem Einfluß gewesen; sie haben den Zusammenschluß des Riesenreiches gefördert, denn ein solches

Werk kann nur von einer großen Gemeinschaft durchgeführt werden. In dem gegenwärtigen Kriege sind die militärischen Operationen durch Dammbüche der beiden großen Ströme verschiedentlich stark beeinflusst worden.

*

Für die politische Entwicklung des chinesischen Reiches war die flugtechnische Erschließung des Landes von größter Bedeutung. Die Außenprovinzen waren in den letzten achtzig Jahren seit der Leipingrevolution immer selbständiger geworden und hatten nur noch lose Verbindung mit der Zentralregierung.

Durch das Flugzeug wurde das anders. Gegenden, die sonst nur mit Maultieren auf schlechten Sumpfpfaden durchquert werden konnten, waren jetzt zum ersten Male leicht erreichbar geworden, und Reisen, für die man bisher Wochen und Monate gebraucht hatte, konnten in wenigen Tagen zurückgelegt werden. Das gab der Nationalregierung die Möglichkeit, mit den Provinzgouverneuren zu verhandeln und, wenn es nötig war, diesen Verhandlungen auch durch Militärflugzeuge Nachdruck zu verleihen.

Bis zum August 1936 blieb ich in China, dann kehrte ich nach Deutschland zurück. Seit meiner Abfahrt hat sich infolge des Krieges mit Japan vieles geändert; neue Linien sind in Betrieb genommen, und von den alten Strecken werden zu der Zeit, da ich dies schreibe, viele nicht mehr besogen. Aber wie auch der Krieg aussehen mag, und welche Veränderungen in China auch eintreten mögen, so ist doch sicher, daß die Pionierarbeit, die wir für die Eurasia dort geleistet haben, nicht umsonst war. In entscheidenden Jahren hat sie einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des großen Reiches gehabt.

Text und Bilder sind mit freundlicher Genehmigung des Atlantis-Berlages Berlin dem Buch „Chinaflug“ von Wulf Dieter Graf zu Castell entnommen.

Weißer Kordillere . . .

Die Besteigung des Huascarán- Nordgipfels in Peru auf der Deutschen Anden-Rundfahrt 1939

von Hans Schweizer †.

Der Huascarán (6768 Meter)
vom Friedhof in Yangan.



Als der Deutsche Alpenverein im Frühjahr 1939 Wissenschaftler und Bergsteiger nach Peru entsandte, prägte er für dieses Unternehmen das neue Wort: Anden-Rundfahrt und umriß damit Aufgabe und Ziel zugleich.

Die Aufgabe war Fortsetzung der 1932 von Deutschen begonnenen geographischen Erforschung der Weißen Kordillere, die photogrammetrische und topographische Aufnahme dieses Gebirges von etwa 100 Kilometer Länge und 60 Kilometer Tiefe, gletscherkundliche Studien, geologische und botanische Sammlung von Gestein, Pflanzen- und Tierwelt. Das Ziel, ohne dessen Erreichen die Vielfalt der wissenschaftlichen Aufgabe sich nicht lösen ließ, war die bergsteigerische Bezwingung einer Reihe bisher noch unerstiegener Gipfel über 6000 Meter.

Vier Monate genügten zur Lösung der eigentlichen Aufgabe. Zwei Jahre aber verfloßen, bis die Teilnehmer der Anden-Rundfahrt wieder deutschen Boden betraten; denn inzwischen war der Krieg ausgebrochen. Dreieinhalb Monate waren die Forscher trotz außerordentlich schlechter Wetter- und Schneeverhältnisse vor jedem Unfall bewahrt geblieben. Da traf wenige Tage vor Abschluß der Arbeiten die Expedition ein schweres Unglück: der Leiter der Bergsteigergruppe, Hans Schweizer, der sechs von den sieben Erstersteigungen der Sechstausender geführt hatte, wurde am 29. August 1939 bei der Besteigung des etwa 5800 Meter hohen Lunshu in Zentralperu an ungefährlich erscheinender Stelle mit seinen zwei Begleitern von einem Schneebrett zugedeckt. Alle drei Bergsteiger fanden den Tod.

Der nachfolgende Bericht erzählt von der letzten, glücklich und erfolgreich durchgeführten Gipfelsfahrt, der Besteigung des Huascarán-Nordgipfels. Die Schilderung ist Tagebuch und Briefen Hans Schweizers entnommen, der sein Leben im Dienst deutscher Forschung und Wissenschaft einsetzte und opferte.

Seit langem zum erstenmal hatten wir uns alle am 5. August in Huarás wieder getroffen. Viel gab es zu erzählen, waren wir doch in den letzten Wochen getrennt in vier Gruppen tätig gewesen. Neues wurde geplant. Zum Abschluß sollte noch ein Gipfel gemeinsam angegangen werden.

Die Wahl fiel auf den Pico Norte des Huascarán, dessen etwas höherer Südgipfel 1932 erstmalig betreten worden war. Kinzl riefen seine Pflichten als Expeditionsleiter nach Huancaayo, wo es weitere Unternehmungen in den noch wenig bekannten Gebirgen Mittelperus vorzubereiten galt.



Blick auf den Nevado Ranraplaca (6166 Meter).

Rechts: Huascarán, der höchste Berg von Peru, vom Marktplatz in Yungay (2500 Meter).

So fuhren wir diesmal zu fünft, Brecht, Heckler, Rohrer, Schmid und ich, am 8. August die nun allmählich zur Genüge bekannte Straße von Huarás talabwärts bis Mancos, einem kleinen Ort vor Yungay, wohin unsere Mochachos und Tiere vorausbestellt waren. Um 12 Uhr war dann alles so weit, daß wir mit unserem Troß, mit den fünf Trägern und zwei Arrieros abreiten konnten. Außer unseren fünf Reittieren hatten wir vier Tragmulas, alles tüchtige Tiere. Durch ein kleines, bei Mancos mündendes Seitental ritten wir nun bei ziemlicher Hitze hinauf bis Tumbo, einem kleinen Flecken, bei dem sich das Tal zu einer großen und fruchtbaren Terrasse weitet. Von dort aus ging es zunächst genau denselben Weg weiter, den die Männer 1932 gegangen waren: zu einer alten, außer Betrieb gesetzten Silbermine und von dort auf einem zwar verfallenen, aber immer noch gangbaren Weg bis auf den Rücken einer Moräne hinauf, wo wieder in 3700 Meter Höhe das Standlager aufgeschlagen würde.

Am nächsten Tag kamen wir „schon“ um 10 Uhr weg, ziemlich schwer beladen, obwohl wir nur das Nötigste mitnahmen. Wenig zur Erhebung unserer Gemüter trug bei, daß wir zunächst einmal mehr als 100 Meter steil auf der anderen Seite der Moräne hinunter mußten, aber wir versprachen uns von diesem Weg mehr, als wenn wir dem Grat eines kleinen Felsrückens gefolgt wären, bei dem es auch immer wieder Gegensteigungen gegeben hätte. Am Grunde des erreichten kleinen Tales ging es dann durch dichten Quenuawald auf alten Steinmuren langsam höher bis zum Beginn einer engen Schlucht, die wir auf einem von glattgeschliffenen Felsen unterbrochenen

Rücken umgingen. Schließlich erreichten wir eine kleine Pampa mit weidendem Vieh, das uns sehr verlassen vorkam. Dort begann eine endlose, im unteren Teil schon stark bewachsene Moräne, die aber fast bis zum Gletscherrand hinaufführte. Einige glatte Felsen, an deren Ende wir mit Hilfe einer leeren Olsardinenbüchse unsere Vorgänger feststellten (das Lager II von 1932), lagen noch vor dem Gletscher. Schon bis dahin mußten wir unsere Burschen mehrfach aufmuntern, aber sie gingen doch ganz wacker mit. Um 16 Uhr etwa konnten wir nach einer kleinen Rast, die mit Anlegen der Steigeisen und Seile ausgefüllt war, den Gletscher betreten. Um diese Zeit begann es auch wieder zu schneien. Nach zwei weiteren Stunden wurde das Lager aufgeschlagen. Die allgemeine Müdigkeit war immerhin verdient, denn wir waren mit dem schweren Gepäck doch fast 1700 Meter gestiegen. In einer Mulde zwischen zwei kleinen Eistürmen stellten wir dann mit vereinten Kräften die Zelte auf, 5350 Meter hoch. Bis aus Schnee Wasser und daraus eine Suppe, Tee und sonstige Getränke geworden waren, war es 21 Uhr, als wir uns zur Ruhe begeben konnten. Kurz darauf hörte auch das Schneien auf, und die ersten Sterne erschienen.

Mit dem uns eigenen Optimismus hofften wir, am nächsten Tag vollends den Gipfel erreichen zu können. Voraussetzung dazu wäre allerdings besserer Schnee gewesen. Nach äußerst mäßigem Schlafen gingen wir am Donnerstag (10. August) um 8 Uhr von den Zelten weg und wußten schon nach wenigen Schritten, daß es uns nie am gleichen Tag auf den Gipfel reichen würde. Wieder einmal lag der Schnee knie- und oft





Träger im Abstieg vom Nevado Contrahierbas (6036 Meter). Links der Huascarán, rechts der Nevado Chopikalki.

Rechts: Die Südostwand des Palcaraju (6100 Meter).

hüftief. In Richtung auf den Pico Norte ging es zuerst ein Stück auf dem noch ziemlich flachen und spaltenfreien Gletscherarm hinauf und dann über eine kleine Schlucht hinüber auf den Hauptgletscher. Nun querten wir weit nach Nordwesten. Nach langer und in tiefem Schnee mühseliger Querung kamen aber so viele und lange Längspalten, daß wir weit nach der Garganta, dem Sattel zwischen den beiden Huascarán-Gipfeln, zu ausbiegen mußten. Da sich auch dort noch kein günstiger Weiterweg ergab, beschloßen wir nun, doch unmittelbar zu der Garganta hinaufzusteigen. Nach kurzer Zeit aber öffneten sich um uns in wahren Sinne des Wortes Schlünde und Klüfte, worauf wir vorsichtig und behutsam wieder zurückgingen und abermals einen neuen Weg suchten.

Auf dem Trümmerfeld einer großen Eislawine fanden wir dann ganz gut zu den untersten Steilhängen des Garganta-Eisbrüchens. Da ging es dann zunächst recht ordentlich vorwärts, bei dem tiefen Schnee natürlich nicht zu rasch. Der ganze Gletscher zur Garganta hinauf ist von vier oder fünf großen Brüchen waagrecht durchzogen. Die senkrechten Eiswände sind oft gut 40 Meter hoch. An der untersten dieser großen Eismauern standen wir nun. Ein Weiterweg schien, wenn auch steil, nach rechts hinauf unter dem Eis möglich. Aber dort lag der tiefste Schnee, den wir bisher überhaupt angetroffen haben. Eine Schaufel wäre wohl hier das geeignete Instrument zum Spuren gewesen. In Ermangelung einer solchen zogen wir eben mit dem Pickel unseren Schützengraben. Zwischendurch unterhielten wir uns mit den Trägern, die

weiter unten an einer für sie etwas heiklen Stelle in „Streif“ traten und herauftriefen, sie könnten nicht mehr weiter. Wir hatten sie nämlich „vorsichtshalber“ mit unseren Zelten, Schlafsäcken und etwas Essen doch nachkommen lassen, falls wir — wie es ja auch dann der Fall war — an diesem Tag nicht auf den Gipfel kämen. Während also die Kameraden unseren Trägern fermündlich alpinen Unterricht erteilten, suchten Siegfried und ich, die wir um diese Zeit gerade in Führung lagen, den Weiterweg. Und während die Träger ihre Spalte glücklich überwunden hatten, mußten wir oben feststellen, daß es dort in keiner Weise weiterging. Wir stiegen ein Stück wieder ab und trafen mit den Trägern in einer kleinen Mulde unter den Eiswänden zusammen. Dort wurden die Zelte aufgestellt; denn es war natürlich inzwischen sehr spät geworden und der Weiterweg bestimmt so, daß die Träger nicht allein folgen konnten. Es war dies schon von ihnen eine bedeutende Leistung und nur ihrer alpinen Erziehung von 1932, 1936 und jetzt und ihrer angeborenen bergsteigerischen Fähigkeiten zu verdanken. Für uns bedeutete es natürlich immer eine große Erleichterung, allein und mit leichterem Gepäck vorausgehen zu können.

Siegfried und ich machten uns abends noch daran, den Weiterweg zu erkunden. Vom Lager aus hatte sich nämlich eine Durchstiegsmöglichkeit auf die Eismauer durch eine weit ausladende Spalte ergeben. Mit einigen Stufen stiegen wir in ihr hoch und kamen auch recht gut bis vor die nächste hindernde Eisbarre, von der uns eine tiefe Schlucht trennte.



ThyssenKrupp Corporate Archives



Auf dem Gipfelplateau des Contrahierbas.

Rechts: Der Nevado Tokliaraju (6050 Meter) vom Lager in Schincatal aus gesehen.

Nach einigem Suchen fanden wir weiter links einen Abstieg und wiederum in einem abgespaltenen Eisturm einen Aufstieg auf die nächste Terrasse. Auf ihr gingen wir noch so weit hinauf, bis wir sahen, daß es auch auf die dritte Terrasse eine Möglichkeit gab und daß mithin unser Weg zur Garganta so gut wie gesichert war. Um 17 Uhr waren wir wieder unten bei den Zelten und wurden mit heißem Kakao, der uns sehr guttat, empfangen. Das Lager befand sich übrigens nur 5650 Meter hoch, so daß noch 1000 Meter vor uns lagen. Trotz allem waren wir für den nächsten Tag recht zuversichtlich.

Nach wiederum mäßiger Nacht standen wir um 6 Uhr auf und „huschten“ eine Stunde später ab. Da es in der Nacht nicht geschneit hatte, war unser Weg noch gut erhalten, und auch auf die letzte Terrasse kamen wir rasch hinauf, sahen aber auch, daß es erst die zweitletzte war. In der Sonne, die uns dort erreichte, gingen Korle und ich als Spurführer voraus. Die nun wirklich letzte Bruchzone wurde mit Hilfe einer eingestürzten Eismauer gewonnen, und nach einigen Seilängen auf dem schon merklich flacher gewordenen Gletscher standen wir vor der allerletzten Spalte, die im Vergleich zu den seitherigen kaum nennenswert, aber immerhin doch einige Meter breit war und sich über die ganze Breite des Gletschers hinzog. Schweren Herzens traten wir eine Wanderung nach rechts, ihrem Rande zu, an, bis wir weit drüben endlich eine haltbare Brücke fanden. Auf dem breiten, fast spaltenlosen Sattel wäre nun nach menschlichem Ermessen und dem dauernd pfeifenden, im Vorhersbuch schwarz auf weiß festgehaltenen Wind endlich harter Schnee zu erwarten gewesen, aber nicht einmal hier waren die Götter mit uns. So gehörte der Gang hinüber zu den Hängen, auf denen unser Aufstieg zum Pico

Norte weitergehen mußte, zum mühsamsten auf der ganzen Besteigung. Um 10.30 Uhr waren wir am Fuß dieser Hänge und gönnten uns wieder eine halbe Stunde Rast. Von da ab gingen Siegfried und Korle voraus, ich wurde für den Rest „geschont“.

Über steile Hänge und einige Spalten kamen wir auf etwa 6250 Meter neben den runden Eisbuckel. Dort wechselten wir in der Führung und querten dann in immer dichter werdendem und bleibendem Nebel hinüber zu einer Senke zwischen dem Eisbuckel und dem Vorgipfel unseres Pico Norte. Von dort ziehen breite, steile Eishänge hinauf zum Vorgipfel, die nach oben immer schmaler und steiler werden. Diese fast 400 Meter im Nebel waren vor allem auch geistig etwas ermüdend, aber schließlich kamen wir doch hinauf und sahen, daß es sich zum Gipfel noch ziemlich weit und „sanft“ hinzog. Stur machte jeder seine dreimal 60 Schritte Spurarbeit, um dann dem anderen wieder den Vortritt zu lassen. Erstaunlicherweise lag nämlich selbst auf diesem freien Kamm weicher Schnee, und wenn man auch nur 25 Zentimeter tief einsank, so war das doch in dieser Höhe Anstrengung genug.

Um 14.40 Uhr waren wir oben, 6655 Meter hoch. Nun lichteteten sich wenigstens gelegentlich die Wolken, und wir sahen weit hinaus nach Norden zum Huandoy und Chacaraju und, was das Schönste war, über die Schwarze Kordillere hinweg das Wolkenmeer über der Küste und durch einige Lichtungen hindurch sogar den Ozean. Kurz darauf waren wir wieder im Nebel. Nach der feierlichen Flaggenhissung machten sich Korle, Siegfried und Walther dann gleich wieder an den Abstieg, mit dem Auftrag, das obere Gletscherlager zu räumen und nach Möglichkeit auch mit dem unteren noch bis zum





Lichtbilder: Deutsche Anden-Rundfahrt 1939/40.

Laguna und Nevado Pucaranca (6000 Meter).

Gletscherrand zu ziehen. Während des gemütlichen Abstieges sahen wir uns im Nebel und in der sinkenden Sonne als „Brockengespenst“. Der Weg über die weite Fläche der Garganta war diesmal angenehmer, weil es immerhin abwärts ging. Zudem gab es als besonderes Geschenk nun das schönste Andenglühen, das wir bisher erlebt hatten, und wir waren mittendrin. Es war ein selten schöner Abschied von der Weißen Kordillere, als all die tollen Eistürme um uns rot leuchteten und darüber der dunkelblaue Himmel stand. Die ziehenden Nebelfetzen brannten wie im Feuerschein, und die „Negra“ lag dunkelbraunviolett unter einem dunkelroten Himmel. Dies ließ alle Müdigkeit vergessen.

Gerade noch bei Licht erreichten wir den Platz unseres oberen Lagers. Die Träger hatten dort von sich aus, als sie sahen, daß wir auf dem Abstieg waren, die Zelte abgebaut und Erfrischungen hinterlegt, dann waren sie abgestiegen, hatten

unsere Zelte im unteren Lager wieder aufgebaut und begonnen, zu kochen. Mehr konnte man wirklich nicht verlangen. Um 20.30 Uhr erreichten Heckler und ich als letzte das Gletscherlager I, wo uns von den Kameraden nach wenigen Minuten heißer Tee und Suppe gereicht wurden. Die Begeisterung unserer braven Träger über den errungenen Gipfelsieg — es war unser siebter „Sechstausender“ — steigerten wir noch durch eine Gratifikation.

Als wir am nächsten Morgen im Mulalager eintrafen, hatte unser tüchtiger Arriero Pedro schon einen großen Topf Hammelsuppe fertig, und auf dem Feuer standen Töpfe kochenden Wassers. Nun wurden gewaltige Mengen von Tee, Kaltgetränken und Kaffee getankt und etwas gegessen, die Ernährung der vergangenen Tage war ja für unsere Verhältnisse mehr als mangelhaft gewesen.

Dann ging es hinunter ins Tal, neuen Zielen entgegen.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: W. Debus.
Schriftleitung: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Str. 29. — Fernsprecher: Düsseldorf 10231. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf.